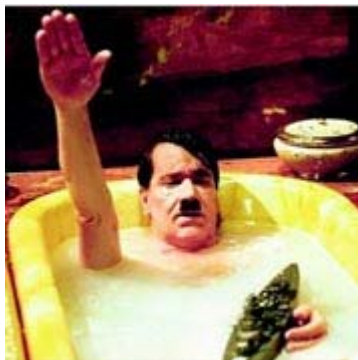


PRESSESPIEGEL

zu

»Mein Führer. Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler«

Regie: Dani Levy
Mit Helge Schneider,
Ulrich Mühe u. a.
Deutschland 2006, 90 Min.



(zusammengestellt von Zeitgeschichte-online, Stand: April 2007)

April 2007 Fritz Bauer Institut – Newsletter (Nr. 30) S. 20-23

Michael Elm

Mensch – Teufel – Hanswurst. Medial inszenierte Annäherungsversuche an Adolf Hitler

http://www.fritz-bauer-institut.de/publikationen/newsletter/nl-30_michael-elm.pdf

27.01.07 Neue Zürcher Zeitung

Joachim Güntner

Der «Führer» als Spaßfaktor

Ulz und Komik im Umgang mit Hitler nehmen auch in Deutschland zu, doch bleibt ein steter Vorbehalt

Eine Hitler-Oper fehlt noch. Eine Operette über den «Führer» ebenfalls. Und ein Hitler-Ballett. Chaplin hat uns zwar gezeigt, dass der große Diktator, sofern er mit dem Globus jonglieren darf, das Zeug zum Tänzer hat. Aber an eine entsprechende Produktion hat sich bisher kein Regisseur gewagt. Nur Geduld, dergleichen kommt bestimmt bald. Alle anderen medialen und künstlerischen Formen gibt es ja schon: Ob in Romanen oder Erzählungen, Spielfilmen oder Dramen, als Comic oder Videoclip, ob auf der Bühne, im Fernsehen oder im Internet - überall kann man Adolf Hitler und dem Nationalsozialismus in Darstellungen begegnen, die mehr oder weniger frei gestaltet, jedenfalls weder strikt dokumentarisch noch wissenschaftlich sind. Es gilt das Elsa-Prinzip aus Wagners «Lohengrin» (der ersten Oper übrigens, die der sofort entflammte Knabe Adolf besuchte): «Lass mich ihn sehn, wie ich ihn sah, wie ich ihn sah, sei er mir nah!»

Wer darf lachen, wer nicht?

Dem Historiker Hans Ulrich Wehler ist darob jetzt der Kragen geplatzt. Nazi-Verbrechen seien Phänomene, die «sich nicht ins Bild übersetzen» ließen, kritisierte er und reklamierte ordnungsgemäÙe Zuständigkeiten. Auslöser seines Zorns war Dani Levys Filmsatire «Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler» (NZZ 17. 1. 07). «Die Behandlung von Figuren wie Lenin, Stalin und Hitler ist besser bei Wissenschaftlern aufgehoben als in einer Persiflage», fand Wehler, der damit den spöttischen Verdacht weckte, wie ein Platzhirsch zu reagieren. Sein Wunsch, der Film möge ohne Zuschauer bleiben, erfüllte sich

nicht. Wehlers Unbehagen wird vielfach geteilt. Der Zentralrat der Juden in Deutschland und die katholische Bischofskonferenz ziehen Levy der Verharmlosung. Meinungsforscher machten in der Bevölkerung eine deutliche Mehrheit aus, die von einer komödiantischen Auseinandersetzung mit Adolf Hitler nichts wissen will. Auch in den Feuilletons überwogen die negativen Filmkritiken. Anstoß erregte zumal, dass Levy den Massenmörder als bedauernswertes Produkt eines prügelnden Vaters porträtiert. Hasste Hitler die Juden aus seelischer Not?

Ihm sei unerklärlich, entrüstete sich Rolf Hochhuth über Levy, «wie ein Mann, der selbst Jude ist, so eine Geschichtsfälschung ins Kino bringen kann». Hochhuth beteiligt sich an der jüngsten medialen Hitlerei mit einem eigenen Stück. «Heil Hitler!» wurde vor zwei Wochen an der Berliner Akademie der Künste uraufgeführt und ist als sogenannte Tragikomödie gewissermaßen eine Konkurrenzveranstaltung zu Levys Film. Hauptfigur ist ein Siebzehnjähriger, dessen Vater im KZ ermordet wurde, weil er standhaft den Hitlergruss verweigert hatte. Nun reckt der Sohn bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Arm und verprügelt Passanten, die sein «Heil Hitler!» nicht erwidern. Ins Irrenhaus eingeliefert, stellt der Patient die Ärzte vor ein Problem: Wenn sie systemkonformes Grüßen zur Krankheit erklären - wo führt das hin? Gelächter provoziert Hitler seit je. Schon in den 1920er Jahren setzten die Karikaturisten des Satireblatts «Simplicissimus» den Mann mit dem komischen Bärtchen ins Bild. Ob die Verulkung auf deutschem oder ausländischem Mist gewachsen war, spielte für die Legitimität des Lachens keine Rolle. Das änderte sich, als das Grauen der Vernichtungslager für alle Welt offenbar wurde. Der robuste Humor der Angelsachsen ließ es sich selbst dann nie nehmen, an Hitler den Blender und Hanswurst herauszustreichen. Das stand Deutschland nicht mehr zu. Nach dem verlorenen Krieg verschattete dort Auschwitz auch das Lachen über Hitler. Schuld und Scham schlossen Belustigung aus. In den Diskussionen der jüngeren Zeit wird dieser Punkt gern überspielt. Wann immer jemand in vorgeblich volkspädagogischer Besorgnis die Frage formuliert, ob man über Hitler lachen dürfe, findet sich sogleich ein gebildeter Fürsprecher, der die Besorgnis mit einer Handbewegung abtut: Na klar dürfe, könne, solle man. «Unhistorisch» sei es, anderes zu meinen. Es geschähe doch längst. Sodann werden zum Beweis, dass Dani Levy keineswegs Neuland betrete, die Vorläufer aufgeboten, von Charlie Chaplin und Ernst Lubitsch bis zu Mel Brooks, Roberto Benigni und Radu Mihaileanu. Diese Apologie eines komödiantischen Umgangs mit Hitlers Herrschaft unterschlägt, worauf die Frage eigentlich zielt. In der abstrakten Fassung, ob «man» über Hitler lachen dürfe, ist sie scheinheilig. Einem Briten würde man sie nie stellen. Im Kern lautet sie vielmehr: Dürfen nun etwa auch die Deutschen an Hitler ihren Spaß haben? Die Antwort darauf kann nicht der Verweis auf ausländische Filmproduktionen sein. Sie steckt vielmehr in den zurückliegenden Debatten über Deutschlands «Normalisierung». Allerdings liegt keine abschließende Antwort vor. Dem mehrheitsfähigen «Ja, die Deutschen sind heute ein Volk wie alle anderen» steht als Widerspruch eine sozialpsychologische Beobachtung gegenüber. Um mit dem Philosophen Isaiah Berlin zu reden: Normal zu sein, bedeutet, dass man sich nicht beobachtet fühlt. Was man tut oder sagt, darf nicht sogleich daraufhin angesehen werden, ob es symbolische Relevanz hat. Normalität käme einer deutschen Komödie über Hitler erst dann zu, wenn sie nicht mehr als Demonstration oder Beweis von etwas - einer Haltung, einer Sinnesart, einem Wandel in der Erinnerungskultur - gelten würde. Man frage sich einfach selbst: Wird Levys Film in diesem Sinne neutral, ohne Ansehung etwaiger symbolischer Qualitäten diskutiert?

Vorbei ist nicht vorbei

So augenfällig die Häufung von Humor und Slapstick im Umgang mit Repräsentanten des NS- Regimes ist, so beharrlich ertönt die Frage nach der Bedeutung des Phänomens. Wenn der Comic- Zeichner und Autor Walter Moers über Hitlers letzte Tage im Führerbunker blödet («Der Bonker») oder der Filmstudent Florian Wittmann eine Hitler-Rede mit der Stimme des Kabarettisten Gerhard Polt synchronisiert und als alberne Erregung über einen kostentreibenden «Leasingvertrag» präsentiert, dann mögen das zwar Millionen Besucher des Internet-Forums «YouTube» als «einfach nur geil» goutieren. Für Zeitdiagnostiker jedoch besitzt der vermeintlich blanke Spaß stets eine hintergründige Dimension.

Filmtheoretiker erkennen einen Wandel der Abbildungs- Tabus; Historiker lesen das Amüsement der vornehmlich jungen Zuschauer als Indiz der Ferne, in welche Hitler gerückt ist: Dass seine Rhetorik und Erscheinung einst die Massen in Bann schlugen, können popkulturell geprägte Nachgeborene nimmermehr nachvollziehen. «Diese Geschichte ist vorbei», resümierte die «Süddeutsche Zeitung». Ja und nein. Für ihr endgültiges Ende müssten auch derartige Feststellungen aufhören.

<http://www.nzz.ch/2007/01/27/fe/articleEUY89.html>

52/2007 Medienkritik

Günter Giesenfeld

JEDEM SEINEN HITLER

Wie schon Roberto Benignis *Das Leben ist schön* wirft Dani Levys Film *Mein Führer* reflexhaft die Frage auf, ob man über Hitler lachen könne oder dürfe. Vor allem, wenn man sie absolut stellt, ist diese Frage eher nicht relevant, denn schon vor und während seiner Herrschaft wurde über ihn gelacht. Vielmehr scheinen bestimmte Formen der Komik in Hitler-Geschichten eher fatale Folgen zu haben. Er hätte, so hat Charlie Chaplin einmal gesagt, *The Great Dictator* nicht gemacht, wenn er damals (1939) schon die Wahrheit über die KZs gewusst hätte. Aber auch ohne diese Kenntnis hatte der große Komiker gespürt, dass der Slapstick, der seine eigene Kunstfigur konstituierte, sich für das Thema Holocaust nicht eignete. Sein Film bewahrt künstlerische Integrität dadurch, dass am Ende der Mensch Charlie Chaplin sowohl aus seiner Doppelrolle als auch aus seiner Funktion als Regisseur heraustritt und sich direkt an das Publikum wendet, mit einem moralischen, antifaschistischen Aufruf.

Dany Levy zitiert diese Szene. Der jüdische Schauspieler Adolf Grünbaum soll dem alternden und kränkelnden Führer dabei helfen, seine frühere rhetorische Faszinationsfähigkeit in einer großen Rede, mit der die letzten Kräfte für den verlorenen Krieg mobilisiert werden sollen, wenigstens noch einmal zu spielen. Als jedoch die Stimme des Diktators völlig versagt, muss der Mentor unter der Tribüne ins Mikrophon sprechen, während Hitler oben Mundbewegungen und Gesten dazu macht. Aber der Jude hält sich nicht an den vorgesehenen Text und wendet sich in eigener Sache an die versammelten Volksmassen. Seine Botschaft: Das in seiner Jugend von einem tyrannischen Vater unterdrückte ewige Kind Hitler ist am Ende und die Sache des tausendjährigen Reichs verloren. Eine vielleicht intendierte komödiantische Untergründigkeit, die, wie manche Kritiker zu beobachten meinten, auch diese These satirisch relativierte, kann man Levy leider nicht unterstellen. Denn es ist ihm ernst mit der psychologischen Sicht.

Der moralische Appell Chaplins (verbunden mit dem bewussten Eingeständnis, dass seine komische Kunst hier versagen muss) verkommt bei Levy zur platten Propagierung einer der gängigsten Verharmlosungstheorien des NS-faschistischen Terrors. Die individualpsychologische Herangehensweise mag für die Deutung der Hitlerfigur vielleicht eine gewisse Glaubwürdigkeit beanspruchen; sie taugt aber weder als Resümee einer künstlerischen Auseinandersetzung noch als geistige Perspektive für eine Satire, die ihre Figur eigentlich durch Absurdisierung vernichten müsste. Wenn Hitler als ein armes Würstchen und impotenter Bettnässer dargestellt wird, dem aber doch gelegentlich überraschende (sogar „selbstreflexive“) Erkenntnisse in den Mund gelegt werden („Man hält mich für lächerlich genug, in einer Kulisse herumzulaufen“), dann ist die Angst davor, ihn ein weiteres Mal als Dämon darzustellen, in ihr Gegenteil umgeschlagen: in selbstgewisses Stammtischfeixen über eine sich auf der armen Katja Riemann vergeblich abarbeitende Witzfigur.

Das eigentliche Zentrum der Handlung, der von Ulrich Mühe gespielte Grünbaum, ist zu Beginn und am Ende auch der Erzähler des Films. Damit er die Position Levys vertreten

kann, muss er sich nicht nur als Coach, sondern auch als Amateur-Psychoanalytiker betätigen. Das soll wohl im argumentativen Gefüge des Films die ernsthafte Projektionsfläche sein, ohne die keine Komik funktionieren kann. Gegen die von Levy inszenierte, von lauter Schießbudenfiguren in Bewegung gehaltene Comedy-Maschine hat die Grünbaum/Mühe/Levy-Mixtur aber keine Chance. Denn sie kommt nicht, „direkt aus einem Schiller-Drama“ (so Jutta Brückner im „Freitag“), sondern aus der hausbackenen Dramaturgie von staatstragenden deutschen Fernsehspielen.

Nirgendwo hat das Lachen Veranlassung, einem im Halse stecken zu bleiben. Die politische Korrektheit, die der Regisseur eigentlich ablehnt (um statt ihrer Moralität für sich in Anspruch zu nehmen), bestimmt weitgehend eine im Grunde harmlose Konstruktion, die sich eigentlich als Gegenstück zum Untergang von Eichinger und Hirschbiegel verstanden wissen wollte. Die hier präsentierte Empathie für Hitler ist aber ebenso erkenntnisfeindlich wie die tragische Figur, die Bruno Ganz konstruiert.

20.01.07 Die Welt

Dani Levy

Levy schreibt an die Kino-Besucher: „Lachen ist ein Politikum“

Mit seiner Hitler-Komödie „Mein Führer“ ist der Regisseur Dani Levy bei der Filmkritik durchgefallen. Der Film sei langweilig und halbherzig gemacht, konstatierten viele Kritiker. Nun setzt sich Levy mit deren Argumenten auseinander – und schreibt auf Welt.de einen Brief ans Publikum.

Selten war sich die deutsche Filmkritik so einig, lag sich so selig einer Meinung in den Armen, wie in der Beurteilung meines Filmes „Mein Führer“. Entschuldigen Sie, wenn ich mich zu Wort melde. Ich weiß, es ist nicht üblich. Wir Filmemacher haben unser Werk gemacht, es wird in der Kritik besprochen, und wir haben zu schweigen. Die Welt der Filmkritik ist gerecht.

Ich nutze die Gelegenheit, ein paar Gedanken aufzuschreiben, weil ich der Meinung bin, Sie als Zuschauer seien um eine ehrliche und liebevolle Kontroverse betrogen worden. Ich glaube, der Film, wie er in der Kritik dargestellt wurde, und der Film, der in den Kinos läuft, sind zwei verschiedene Filme. Ich befürchte, die meinungsbildenden Autoren und Autorinnen haben es vor allem geschafft, Ihnen die Lust am Selberschauen zu nehmen. Das finde ich – bei aller Liebe zur Kritik – fatal.

Sie haben gelesen, der Film sei nicht lustig, dafür langweilig, halbherzig gemacht, er verharmlose Hitler und verhöhne die Opfer. „Der gute Jude Levy“ sei als Hitler-Versteher gescheitert. Überhaupt wolle die Mehrheit der Deutschen eine Komödie über Hitler nicht sehen, erzählt eine eilig durchgeführte Umfrage. Zuletzt sei das Vorhaben grundsätzlich zu verurteilen, wie dies aus allen Ecken zusammengelaufene Zeitzeugen verkünden, um das zu wissen, bräuchten sie den Film auch gar nicht zu sehen. Bei diesem Thema scheint also zu gelten: im Zweifel gegen den Film.

Eine Komödie über Hitler muss wenigstens lustig sein. Verschiedene Kritiker haben netterweise die Lacher – in der Pressevorführung wohlgemerkt oder vielleicht zu Hause alleine vor dem Fernseher – für Sie gezählt. Um zu sagen, der Film sei nicht lustig. Nun, ich kann Sie nur auffordern, sich vom Gegenteil zu überzeugen. Sie können in jedes Kino der Republik gehen, in dem „Mein Führer“ gezeigt wird, überall wird gelacht.

Lachen ist ein Politikum. Das lachende Kino ist Ausdruck einer Haltung. Der Kritiker setzt sich über diese Erfahrung hinweg, wenn er seine eigene Stimmung zum Maß aller Dinge nimmt. Über Hitler zu lachen klärt unser Verhältnis zu ihm.

In vielen Kritiken war zu lesen, der Film würde Hitler „vermenschlichen“, ihn „auf die Therapiecouch legen“ und ihn dadurch „auf den Sockel kollektiver Empathie heben“. In diesem Fall muss ich den wachsamen Mahnern und Warnern recht geben. Der Film zeigt Hitler tatsächlich als Menschen. Das scheint 2007 in Deutschland immer noch ein Problem zu sein.

Ich habe es gewagt, aus dem sicheren Schatten der Dämonisierung und Verteufelung dieser Figur hinauszutreten und ihn ins grelle Scheinwerferlicht zu stellen. Ich kann und will den Nationalsozialismus nur als ein menschliches Problem beschreiben. Als ein psychologisches Desaster der Zeit. Die schlimmstmögliche Entgleisung einer unempathischen Gesellschaft. Dass ich dafür als „menschelnder Moralist“ verhöhnt werde, nehme ich gerne in Kauf.

Es war für mich sehr erhellend zu lesen, mit welcher Rigorosität und Vehemenz der Ansatz der Psychoanalytikerin Alice Miller vom Tisch gefegt wird. Wie eine Litanei wird in auffällig vielen Kritiken runtergebetet, man könne doch Hitler „nicht mit seiner schweren Kindheit entschuldigen“. Dieser Satz steckt ungebrochen in den deutschen Köpfen. Ich glaube, damit verweigern Sie sich einem ziemlich substanziellen Ursachenverständnis von Faschismus. Die „Schwarze Pädagogik“, mit der Millionen Deutsche zu gehorsamen, gewaltbereiten und unempathischen Befehlsempfängern zurechtgeprügelt wurden, hat den Nationalsozialismus entscheidend mitgeschaffen. Wollen wir nicht lieber darüber streiten, anstatt es einfach zu ignorieren?

Kommen wir zur Gymnastik. Sie haben gelesen, „Mein Führer“ würde den „Spagat“ zwischen Realität und Grotteske, zwischen Komödie und Tragödie versuchen und dadurch scheitern. Spagat, meine Herren Kritiker, ist eine Frage der Beweglichkeit. Ich bin es müde, immer wieder die gleiche Genrediskussion zu führen. Es ist eine deutsche Krankheit. Die Zuschauer sind da wesentlich beweglicher. Komödie und Tragödie, ernsthafte Thesen und subversives Lachen – warum soll das nicht in einem Film Platz haben? Das hat nichts mit Entscheidungslosigkeit zu tun. Es ist meine künstlerische Überzeugung, dass das Nebeneinander von Denken, Lachen, Verunsicherung und Mitfühlen der nötige komplexe Umgang mit dieser deutschen Wunde ist.

Vermutlich am häufigsten war die Kritik zu lesen, „Mein Führer“ sei harmlos, nicht böse und bissig genug. Da sitzen sie also, die jungen und alten Wilden unserer Feuilletons in ihren Redaktionen und rufen nach mehr Radikalität. Das lässt sich schnell schreiben und klebt dem Film ein wunderbar subversives Etikett auf: mutlos. Was haben Sie sich gewünscht? Ist es radikaler, eine böse, zynische Abrechnung mit den Nazis zu drehen? Meinen Sie im Ernst, meine Damen und Herren, es wäre mir nichts Böseres und Bissigeres in den Sinn gekommen? Sind Sie wirklich der Meinung, ich wäre nicht in der Lage gewesen, den lächerlichen und bösartigen Apparat der Nazis zynisch auf die Schippe zu nehmen? Wissen Sie was? Das wäre mutlos und brav. Ich lese aus diesem Bedürfnis nach mehr Bösartigkeit den unbedingten Wunsch nach distanzierter Sicherheit.

Diesen Gefallen wollte ich Ihnen und dem Zuschauer nicht machen. Es ist sicherlich anstrengender und verunsichernder, sich unzynisch und fast liebevoll mit diesem System zu beschäftigen. Und erlauben Sie, dass ich dies noch anmerke: Ich glaube, das braucht auch mehr Mut.

Wie Sie sehen, bin ich nicht nur glücklich mit der Auseinandersetzung und der Debatte um meinen Film. Im Gegenteil: Auf Augenhöhe findet diese Kontroverse bisher nicht statt. Von oben herab und ziemlich schulmeisterlich wurde fast alles ins Feld geführt, was Ihre Lust vernichten könnte, in den Film zu gehen. Oder haben Sie irgendwo gelesen: „Gehen Sie hin, reden Sie mit, streiten Sie, bilden Sie sich eine eigene Meinung“? Eben.

<http://www.welt.de/data/2007/01/20/1184344.html>

18.01.2007 (04/2007) Die Zeit

Jens Jessen

Zwei Führer zum Lachen. Rolf Hochhuth und Dani Levy versuchen sich an Adolf Hitler. An wen richten sich ihre Satiren?

Führer-Satiren haben Konjunktur. Auf Dani Levys Film Mein Führer folgte letztes Wochenende die Berliner Premiere von Rolf Hochhuths Komödie Heil Hitler!. Die beiden Werke haben mehr gemeinsam, als ihren Urhebern lieb sein dürfte. Hier wie dort beschränkt sich die Substanz auf einen kabarettistischen Einfall, der gerade eben für einen dreiminütigen Ärztesketch der Sonny Boys gereicht hätte. Bei Levy besteht die Pointe darin, dass ausgerechnet ein jüdischer Psychoanalytiker den Führer aus einer Krise retten muss; bei Hochhuth soll der Witz aus der manischen Übertreibung kommen, mit der ein junger Mann bei jeder Gelegenheit »Heil Hitler!« ruft, damit ihm die fanatische Gefolgschaft als Geisteskrankheit ausgelegt wird und den Wehrdienst erspart. – Es gibt Hitler-Scherze, über die schon herzhafter gelacht worden ist; falls ein solches Lachen überhaupt wünschenswert ist.

Der Hauptwunsch von Levy und Hochhuth ist das Amüsement gewiss nicht gewesen; sie haben den Grundeinfall beide bis in den bitteren Ernst getrieben, teils durch lähmende Ausführlichkeit, teils durch Anreicherung der Fiktion mit historischem Material, das nun einmal der Komik nicht günstig ist, sondern höchstens der Groteske. Grotesk erschien allerdings schon vielen Zeitgenossen das NS-Regime, vielleicht hat dieses Groteske sogar manchen den Blick auf das Grausame verstellt; jedenfalls bildet es nicht den Kern der beispiellosen Verbrechen, sondern nur ihre gelegentliche unfreiwillige Camouflage.

Welchen Sinn also sollte es heute haben, die Grausamkeit der Verbrechen, über die wir inzwischen sattsam Bescheid wissen, wieder ins Licht der Groteske zu rücken? Gibt es ein Zuviel an Ernst im Umgang mit der NS-Zeit, dem dringend abgeholfen werden müsste? Oder lauert im Publikum noch ein Führer-Respekt, der durch Hitler-Karikaturen pädagogisch wertvoll erschüttert werden müsste? Nichts spricht dafür; jedenfalls nicht bei den potenziellen Zuschauern von Dani Levy oder Rolf Hochhuth. Etwas anderes wären vielleicht die Neonazis in den sogenannten national befreiten Zonen des Ostens; aber deren verbohrt Nostalgie ist gewiss mit harten Fakten besser beizukommen als mit Witzen, die sie ohne Weiteres als Ressentiments der verachteten bürgerlichen Mitte abtun könnten.

Hier liegt auch der Grund für das vielfach artikulierte Unbehagen an den Satiren von Levy und Hochhuth: Sie haben ein Problem mit dem Adressaten, an den sie sich richten. Es gibt ihn in Wirklichkeit nicht. Er ist genauso fiktiv wie die humoristische Konstruktion ihrer Geschichten. Ein Lachen über Hitler zu organisieren, das niemandem im Halse stecken bleibt, ist aber kein Verdienst. Es ist bestenfalls gratis. Verdienstvoll und noch für die Gegenwart lehrreich wäre dagegen eine Satire auf die modische Inflation der Hitler-Satiren; da könnten Levy und Hochhuth ihren großen Auftritt haben.

<http://www.zeit.de/2007/04/Spitze-04>

16.01.2007 Berliner Zeitung S. 02

Axel Veiel

FRANKREICH

Schneller gelacht

HITLER-FILM - Dani Levys Komödie stößt international auf große Resonanz. Die Vertriebsfirma registriert ein "gigantisches Interesse". Doch auch das Ausland fragt sich: Dürfen sich die Deutschen über den Diktator amüsieren?

PARIS. Die Franzosen können über Hitler lachen. Sie haben es längst bewiesen. Galgenhumor haben sie aufgebracht. Oder auch Höllenhumor, wie der Theaterkritiker Godard Colette einmal schrieb. 1993 war das, als Jorge Lavelli im Pariser Colline-Theater George Taboris "Mein Kampf" inszenierte und den Führer als armen Teufel auswies: krank, am Rande der Hysterie, ein rundum lächerlicher Terminator. Aber dürfen sich auch die Deutschen über ihn lustig machen?

Sie dürfen. Unaufgeregt wird in Frankreich vermerkt, dass rechts des Rheins "Mein Führer" läuft. "Komischer Führer" betitelt der Parisien ein Foto aus Levys Komödie. Das wäre nicht nötig gewesen: Wie Hitler alias Helge Schneider ein Kriegsschiff durch Badewannenschaum schiebt, spricht für sich. Le Monde merkt an, dass die Deutschen noch darüber debattierten, ob man Hitler ins Lächerliche ziehen dürfe. Eine Frage sei dies, "die das Ausland bereits entschieden hat". Positiv, versteht sich.

Die oft mit Verweis auf Charlie Chaplins "Der große Diktator" oder Ernst Lubitschs "Sein oder Nichtsein" erteilte Generalermächtigung, sich Hitler und dem Holocaust mit humoristischen Mitteln zu nähern, ist das Eine. Etwas ganz Anderes ist die Frage, wo im Einzelfall der Spaß aufhört, ob dieser Autor, jenes Werk über Gebühr verharmlost, was zu verdammen ist. An ihr scheiden sich in Frankreich die Geister.

1988 war das so, als Marcel Ophüls einen Film über den Prozess gegen den Ex-Gestapo-Chef von Lyon, Klaus Barbie, vorlegte. Auch im vergangenen Jahr, als Jonathan Littells "Die Wohlmeinenden" die Bestsellerlisten stürmte, zogen Historiker und Regisseure gegen die Banalisierung des Schreckens zu Felde.

Trotzdem, im Grundsatz darf über Hitler gelacht werden, auch rechts des Rheins. Ist Deutschland für die Franzosen also ein ganz normales Land geworden? Als der Politologe Alfred Grosser dies zu Beginn der Fußball-WM 2006 gefragt wurde, winkte er ab. Jedes Land sei anders, sagte Grosser, und Deutschland gleich zweimal: Es sei gezeichnet "von der Wiedervereinigung und der Tatsache, dass Hitler zu seiner Vergangenheit gehört".

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2007/0116/politik/0057/index.html>

16.01.07 Berliner Zeitung

Sybille Korte

POLEN

Wenig Zustimmung. Dani Levys Komödie stößt international auf große Resonanz. Die Vertriebsfirma registriert ein "gigantisches Interesse". Doch auch das Ausland fragt sich: Dürfen sich die Deutschen über den Diktator amüsieren?

WARSCHAU. "Eine Komödie über Hitler können Amerikaner machen oder sogar Engländer. Aber Deutsche oder Juden in Deutschland? Das ist ein Mangel an Respekt vor Millionen Opfern", empört sich ein Leser im Internetforum der polnischen Tageszeitung Gazeta Wyborcza nach ersten Presseberichten über den Film "Mein Führer". Ein anderer schreibt: "Heute Hitler als Spaßvogel, morgen Auschwitz als Vergnügungspark."

Die fundamentalistische katholische Tageszeitung Nasz Dziennik schürt den Verdacht, die Deutschen wollten ihre Geschichte umschreiben: Es könne der Eindruck entstehen, das Motiv für einen solchen Film sei der Wunsch, die deutsche Geschichte weißzuwaschen, zitiert das Blatt einen Vertreter der polnischen Minderheit in Deutschland. Dagegen schreibt Bartosz T. Wielinski, Berlin-Korrespondent der Gazeta Wyborcza: "In der ersten halben Stunde des Films haben meine Frau und ich wohl am lautesten gelacht." Aber es gebe auch Szenen, die absolut nicht lustig seien.

Dani Levy hätte einen guten Film machen können, stellt Cezary Gmyz von der Wochenzeitschrift Wprost fest, die im allgemeinen sehr deutschlandkritisch berichtet. Levy habe die Mittel gehabt, hervorragende Schauspieler und "keine schlechte Idee für das Drehbuch". Doch der Regisseur sei mit dem Thema nicht zurechtgekommen. Dabei könne auch Deutschen eine Komödie über die schwärzesten Kapitel ihrer eigenen Geschichte gelingen, das habe Walter Moers mit seinem "hervorragenden Comic" über die letzten Tage Hitlers bewiesen, schreibt Gmyz.

Wer Hitler in grotesker und zugleich erschreckender Gestalt sehen wolle, dem empfiehlt der Wprost-Kritiker allerdings, sich in Berlin Heiner Müllers elf Jahre alte Inszenierung von Brechts "Arturo Uri" anzusehen. Im Vergleich dazu habe der neue Film keine Chance.

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/print/tagesthema/620601.html>

17.01.07 Neue Zürcher Zeitung

Alexandra Stäheli

Schlafstörungen eines Massenmörders? «Mein Führer» - die etwas andere Filmkomödie von Dani Levy

Er habe seinen Hitler-Film zur Befreiung aus einer persönlichen Erstarrung heraus gemacht, wird der Basler Filmemacher Dani Levy, der seit Jahrzehnten in Berlin lebt, nicht müde zu betonen (vgl. auch NZZ vom 6. 1. 07). Gefangen fühlte sich Dani Levy zwischen dem bleischweren Schweigen einerseits, das seine jüdische Mutter - die der Vernichtung als junges Mädchen entronnen war - über die Geschehnisse im Nazideutschland ihrer Familie gegenüber verhängt hatte. Und zwischen einer lauten, scheinbar hysterischen Mechanik des Entsetzens andererseits, die in den deutschen Feuilletons immer dann unabwendbar in Gang zu kommen scheint, wenn es um die Shoah geht.

Und jetzt ist Deutschland offenbar entsetzt über Dani Levys Film. Dunkel entsetzt, dass Hitler zur Hauptfigur einer Komödie gemacht wird. Hell entsetzt, dass die Komödie nur ein bissloser Versuch und nicht so lustig wie andere Hitler-Verballhornungen sei. Dass sie zu viel bei Chaplins «The Great Dictator» und Lubitschs «To be or not to be» abgeschaut habe. Dass sie zu wenig Chaplin- und Lubitsch-Qualität in sich trage. Dass ausgerechnet eine selbsternannte singende rosa «Herrentorte» wie Helge Schneider einen der größten

Verbrecher der Menschheitsgeschichte spielen muss. Dass er ihn zu wenig Helge-Schneider-haft spiele . . .

Tränensäcke wie Juwelen

Und vielleicht zeigt Levys Film damit unfreiwillig nur umso deutlicher auf, wogegen er in seiner ursprünglichen Idee angetreten ist: Gegen allzu eingespielte Reflexe der Moral, gegen allzu ritualisierte Argumentationen im Umgang mit den Geschehnissen des Nationalsozialismus. Natürlich ist die Frage berechtigt, ob die Zeit schon reif sei, eine Satire über die Schlafstörungen eines Massenmörders auf die Leinwand zu bringen, solange die realen Wunden seiner Taten nicht verheilt sind. Doch hat es vielleicht einen Sinn, diese Frage zur Abwechslung einmal mit Blick auf Levys Film zu stellen; denn auch wenn er kein Ausbund an Genialität noch an ätzender Monty-Python-Komik ist, hat er schon etwas mehr zu bieten als nur einen impotenten Bettnässer mit verkorkster Kindheit in der Hauptrolle, dargestellt von einem Helge Schneider, der die angeklebten Tränensäcke wie Juwelen im Gesicht trägt und sich jedes markig gerollte R wie Kaiserschmarrn auf der Zunge zergehen lässt.

«Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler», wie der ironische Untertitel des Films lautet, erzählt die fiktive Geschichte des jüdischen Schauspielers Adolf Grünbaum (Ulrich Mühe), die sich an die historischen Aufzeichnungen von Hitlers «wahrem» Schauspielers Paul Devrient anlehnt. Zum Jahreswechsel 1944/45 ist nicht nur Berlin, sondern auch der Führer am Boden zerstört. Von Depressionen geschüttelt, verschanzt er sich in der Reichskanzlei - sehr zur Sorge von Goebbels (Sylvester Groth), der die Massen mit einer flammenden Neujahrsrede vor den Kulissen eines intakten, strahlenden Berlin nochmals für den totalen Krieg aufpeitschen möchte. Der Propagandaminister lässt deshalb Hitlers einstigen Schauspielers aus dem KZ Sachsenhausen holen, «denn wenn einer den alten Hass des Führers wieder anstacheln kann, dann ist es dieser Jude».

Grünbaum, der sofort die Befreiung seiner Familie aus dem KZ verlangt - und dem Goebbels jovial zuraunt, er möge die Sache mit der «Endlösung» nicht persönlich nehmen -, sieht die Stunde der Rache gekommen. Angestachelt von seinem ältesten Sohn, der vom Vater einen sofortigen Tyrannenmord verlangt, wartet Grünbaum auf einen günstigen Moment, den Mörder seines Volkes zu töten. Dazu macht der Schauspielprofessor mit dem Führer erst einmal ein paar psychotherapeutische Gedächtnisübungen, die schwer an Lee Strasbergs Technik des «method acting» erinnern: Denn um seinen alten Hass wiederzugewinnen, muss der in einen spiegelgelben Trainingsanzug gesteckte Hitler sich zunächst an ein früher erlebtes Gefühl von Hass erinnern - und sofort steht er als erbärmliches, vom Vater gequältes jammerndes Kind vor Grünbaum. Dieser lässt den Briefbeschwerer, mit dem er den Führer gerade erschlagen wollte, irritiert und von Empathie durchzuckt wieder sinken.

Nun kann man sich gewiss über die metaphysische Aussagekraft von Szenen wie dieser streiten (genauso wie über Schneiders schauspielerische Leistung als weinerliches Hitlerkind im gelben Strampelanzug). Doch immerhin gelingt es dem Film, mit dieser Schauspiel-im-Schauspiel-Sequenz genau jene Problematik explizit zu verhandeln (und ironisch zu kommentieren), die bei Erscheinen von Oliver Hirschbiegels «Der Untergang» vor zwei Jahren für Diskussionen gesorgt hatte: die Frage nämlich, ob sich ein Schauspieler überhaupt in so etwas Unergründliches wie die Psyche eines Monsters einfühlen kann, darf, soll - um sie dann den Zuschauern über den Kino-Effekt empathischer Identifikation letztlich verstehbar zu machen. In Levys Versuchsanlage aber - die noch viel radikaler hätte ausfallen dürfen - bleibt Hitler in seiner ganzen waschlappenhaften, banalen, schrillen Absurdität gerade außerhalb jeglicher Verführung zur Empathie.

Scheinwelten

Es scheint daher nicht ganz fair, dem Film und seinem Regisseur vorzuwerfen - wie es verschiedentlich geschehen ist -, er wolle mit der Darstellung von Hitlers Kindheitstraumata den Tod von mehreren Millionen Menschen rechtfertigen. Denn der Film selbst zieht gerade keine begründende oder psychologisierende Verbindung zwischen Hitlers gestörter Seele und den Massenmorden unter seiner Herrschaft. Der gebrochene Hitler wird bei Levy im Gegenteil als ein - entscheidendes, aber gleichwohl übergebares - Element innerhalb eines tödlich zynischen Systems gezeigt, dessen Vernichtungsmaschinerie auch ohne die ständige Befehlsgewalt des Führers im Minutentakt läuft.

Wenn in den deutschen Historikerdebatten der siebziger und neunziger Jahre die Frage diskutiert worden war, ob Hitler als allein verantwortlicher Diktator an der Spitze einer verbrecherischen Organisation stand oder ob er nicht vielmehr Teil eines sich selbst erhaltenden und regulierenden Gewaltsystems war, so steht Levys Film mit seiner Fokussierung einer durch die NS-Propaganda erstellten perfekten Scheinwelt wohl für die zweite These ein. Dies macht unter anderem etwa jene Szene deutlich, in der Hitler sich mit seinem Hund Blondi zu einem nächtlichen Spaziergang aus der Reichskanzlei stiehlt und angesichts des zerbombten Berlin überrascht erkennt, dass auch er von Goebbels manipuliert wird - wie der Jude Grünbaum, der von Hitlers Entourage nur deshalb geduldet wird, weil er als Instrument für Goebbels' geplante Machtergreifung dient.

Überhaupt lassen Hitlers Komparsen keine Sekunde an ihrer Brutalität zweifeln. Der Humor in diesem Film (wenn man diesen Begriff strapazieren möchte) lebt gerade von einer bestürzenden Diskrepanz zwischen hartem Realismus (der NS-Praktiken) und überzeichneter Fiktion (des Führers). Es ist keine Situationskomik und kein Slapstick, die hier zum Zuge kommen, sondern einzig die irritierende Kluft zwischen dem Burlesken und dem Brutalen. Weshalb «Mein Führer» auch weniger mit Chaplin denn mit Filmen wie Radu Mihaileanus todtrauriger KZ-Komödie «Train de vie» zu tun hat. Wenn der zum ewigen Hitlergruss bandagierte Himmler plötzlich sein KZ-Kartenspiel auspackt und Grünbaum bittet, er möge eine Karte ziehen, um seine nächste Reisedestination zu bestimmen: Auschwitz, Sachsenhausen, Dachau . . . , dann ist das nicht zum Auf-die-Schenkel-Klopfen. Hoffentlich nie.

«Mein Führer» startet am Donnerstag in den Kinos Abaton und Frosch in Zürich.

<http://www.nzz.ch/2007/01/17/fe/articleETHTO.html>

17.01.2007 Frankfurter Rundschau S. 17

Micha Brumlik

Im Bett mit Adolf. Zu Levis Film "Mein Führer"

Daran, dass Daniel Levy mit seinem Hitlerfilm auf mäßigem Niveau gescheitert ist, kann nicht gezweifelt werden. Zu disparat die Handlungsstränge, zu überladen der Plot, zu viele Ideen und Absichten für zu wenige Bilder, zu strapaziert das Klischee vom "jüdischen Humor", der angeblich darin besteht, unter Tränen zu lachen. Dem Film vorzuhalten, dass er keine gelungene, sarkastische Komödie über Hitler ins Bild setzt, ist ebenso wohlfeil wie der immer wieder geübte Vergleich mit Chaplins Großem Diktator unfair. Verblüffend indes die Erregung, die der Film zumal bei jenen ausgelöst hat, die ihn gar nicht gesehen haben.

Wenn diesem Film überhaupt ein grundsätzlicher Vorwurf zu machen ist, dann, dass er als Katalysator einer kollektiven Regression dient. Der Rückfall eines großen Teils des Publikums und der Kritik - gleichgültig ob nun der Großkritiker Kaiser anlässlich des Films

über "typisch Jüdisches" und ganz ethnopluralistisch über "Respekt zwischen den Völkern" faselt oder Vertreter des Zentralrats der Juden das Filmchen für "untragbar" erklären - besteht darin, dass nun doch wieder Adolf Hitler für den industriell-handwerklichen Massenmord an sechs Millionen europäischer Juden persönlich verantwortlich gemacht wird. Staunen muss man immerhin darüber, dass Oliver Hirschbiegels Untergang, der einen mörderischen SS-Arzt sowie den technokratischen Verbrecher Albert Speer zu verantwortungsethisch geläuterten Nationalisten umgelogen hat, verglichen mit Daniel Levys Film glimpflich davon gekommen ist. Entsprechende Demarchen gegen den Untergang wurden jedenfalls nicht bekannt.

Gewiss: Ohne den charismatisch wirkenden Wahlkämpfer Hitler wäre die NSDAP Anfang des Jahres 1933 kaum von den Konservativen an die Macht gerufen worden, und es ist auch plausibel, dass eine ohnehin wahrscheinliche deutsche Diktatur mit etwas anderem Personal den europäischen Juden nicht mit der gleichen paranoiden Konsequenz nach dem Leben getrachtet hätte wie das NS Regime. Andererseits - und das hat Levy in seinem Film durchaus, wenn auch nicht konsequent zu zeigen versucht - war der Holocaust nicht das alleinige Werk des Diktators. "Die Endlösung", so lässt Levy den chargierenden Helge Schneider sagen "ist auch nicht nur auf meinem Mist gewachsen."

Da hat eine sozialwissenschaftlich aufgeklärte, in diesem Punkt ausnahmsweise einige Geschichtswissenschaft - von Hans Mommsen über Daniel Goldhagen bis zu Ian Kershaw und Götz Aly - seit Jahren überzeugende Nachweise dafür erbracht, dass es nicht nur Hitler und seine engeren Kumpane, sondern hunderttausende, wenn nicht Millionen von Deutschen gewesen sind, die in abgestufter, arbeitsteiliger Täterschaft die europäischen Juden ermordet und von ihrem Tod profitiert haben - all das scheint umsonst und vergessen zu sein. Das Problem, um das es Daniel Levy wohl gegangen ist, besteht nämlich nicht darin, ob Hitler ein dämlicher Perversling, ein im Kern traumatisiertes Kind oder doch ein dämonischer Verbrecher war, sondern warum Millionen von Deutschen diesem Führer - wie Ian Kershaw es so treffend formuliert hat - "entgegengearbeitet", warum sie - so Daniel Jonah Goldhagen - dessen verbrecherische Ideen "willig vollstreckt" haben.

Levys Film, das mag man ihm vorhalten oder nicht, versucht die Person Hitlers als Nebbich zu zeigen - eine Perspektive, die sogar dann, wenn sie zuträfe, unerheblich wäre, da Hitler ja seine Mordpläne nicht selbst exekutiert hat. Warum muss Hitler mehr als sechzig Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches immer noch entzaubert werden? Stehen die ethnischen Deutschen immer noch im Bann des Diktators? Oder dient die Beschäftigung mit seiner Person nicht immer von Neuem dazu, von der keineswegs kollektiven, wohl aber massenhaften Schuld vieler Deutscher abzulenken? Ein misslungener "Aufklärungsfilm" als Deckerinnerung und Ablenkung? Indem Daniel Levy eine überflüssige Entdämonisierung mit einer zu schwach entfalteten historischen Perspektive (die Männer und Frauen des Regimes und seiner Bevölkerung, nicht Hitler allein waren für den Holocaust verantwortlich) verknüpft, hat er gegen seine Absichten genau das vollzogen, was er kritisieren wollte: Hitler im Mittelpunkt der historischen Betrachtung zu zementieren.

Auf einem ganz anderen Blatt stehen jene nur als Wunsch- und Alpträume von Opfern analysierbaren, obszönen Sequenzen, in denen Hitler als Personifizierung des Massenmords mit verfolgten Juden im Bett liegt; Ausdruck eines missglückten, nachholenden Bewältigungsversuchs, der mit Trauer und Staunen festzustellen, aber nicht zu verurteilen ist: Gleichsam filmischer Ausdruck eines kollektiven Stockholmsyndroms.

Micha Brumlik ist Professor am Institut für Erziehungswissenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1052332&sid=3dc6a6f27ce4d36485acab986f0a2568

16.01.2007 Die Welt

Sven Felix Kellerhoff.

Historiker Richard Evans: Lustig muss die Hitler-Parodie sein

Der Forscher aus Cambridge gehört zu den führenden Kennern des Dritten Reiches. Derzeit schreibt Richard J. Evans an einer Gesamtdarstellung; zwei Bände davon sind bereits erschienen. Mit WELT.de spricht er über Dani Levys umstrittene Hitler-Satire „Mein Führer“.

WELT.de: Darf man lachen über Hitler?

Richard J. Evans: Die Zeitgenossen im so genannten Dritten Reich haben sehr oft Witze über Hitler gemacht. In der Situation einer Diktatur brachte das wenigstens etwas Entspannung. Haben wir mehr als ein halbes Jahrhundert danach noch dieses Bedürfnis? Wahrscheinlich nicht. Ob wir aber das Recht haben, heute über Hitler zu lachen, kommt auf die Art der Witze an.

WELT.de: Hatten Chaplin und Ernst Lubitsch es leichter, Parodien zu drehen – weil sie den Schrecken des Holocaust noch nicht in vollem Umfang kannten?

Evans: Witze darf man machen – die Frage ist, ob man darüber lachen kann. Ich fand zum Beispiel Mel Brooks Film „The Producers“ eher nicht lustig. Entscheidend ist allein, ob eine Hitler-Parodie lustig ist oder nicht.

WELT.de: Ist die Debatte eigentlich ein sehr deutscher Streit?

Evans: Ja. Ich glaube, mit meinen Kollegen oder Studenten in Cambridge müsste ich nicht ernsthaft diskutieren, ob man über Hitler lachen darf. Aber natürlich ist die Befangenheit bei uns aus nachvollziehbaren Gründen nicht annähernd so groß wie in Deutschland. Übrigens: Komödien über den Zweiten Weltkrieg hat es im britischen Fernsehen einige gegeben. Allerdings nicht über Hitler und nicht über die Konzentrationslager.

WELT.de: Leidet die seriöse Geschichtswissenschaft unter Hitler-Parodien?

Evans: Kluge Historiker erwarten nicht, dass sich das Publikum ausschließlich aus wissenschaftlichen Darstellungen über die Jahre 1933 bis 1945 informiert – auch wenn ich persönlich mir natürlich wünsche, dass möglichst viele meine Bücher lesen. Es wäre arrogant zu behaupten, dass andere Zugangsweisen zur Geschichte unzulässig wären. Es gibt eine Fülle von populärkulturellen Wegen, sich diesem Teil der Vergangenheit anzunähern. Manche gelingen, andere nicht.

Das Gespräch führte Sven Felix Kellerhoff.

<http://www.welt.de/data/2007/01/16/1177925.html>

16.01.07 Frankfurter Rundschau S. 15

Claudia Schmölders

Der Führer privat - aber für wen?

Alle haben es gemerkt, fast alle haben es erwähnt: Was immer man von Dani Levys Hitlerfilm halten wird, einen Crashkurs in Plot-Montage bietet er allemal. Von Brecht stammt der Gedanke, Hitler von einem Schauspieler Sprechunterricht geben zu lassen; von Chaplin die Idee, einen Juden als Double des Führers einzusetzen, von Lubitsch schließlich die zentrale Pointe am Ende: "Ich heil mich selbst". Übergossen wird alles von der sämigen Albernheit der alten und jüngeren Comic- und Popgeschichte.

Man fragt sich, warum. Warum hat der Regisseur keinen wirklich eigenständigen Plot erfunden, warum musste er sich im Kern an die Satire der vierziger Jahre halten, an die Größten in seinem Fach. Dass er so auf die offenen Ohren der Filmförderung stieß, kann nicht der ganze Grund gewesen sein, obgleich er das selber so sagt. Auch dass ihm selber nichts anderes eingefallen wäre, nimmt man dem Autor von Alles auf Zucker nicht ab. Es muss andere Gründe geben.

Denn überhaupt nicht neu ist ja die Verulkung des Führers an sich. Im Gegenteil: So viel wie über Hitler ist noch über keinen Diktator gelacht worden. Je mehr man sucht, desto fündiger wird man. Reden wir nicht von Karl Valentin, der Hitler so gern als Herrn "Kräuter" begrüßt hätte, um das "Heil"-Geschrei selber zu heilen. Denken wir nur an die visuelle Satire, an die vielen Comics aus der Propagandaabteilung von Disney, an die zahllosen Karikaturen weltweit ab 1923.

Schon damals karikierte ihn der Münchner Simplicissimus, besonders dessen Herausgeber T.T. Heine; dann zahlreiche andere Witzblätter, vor allem die Arbeiter Illustrierte Zeitung mit den Fotomontagen eines John Heartfield, und daneben der unvergessene David Low, der ab 1931 für den Evening Standard zeichnete, glühend bewundert von Sigmund Freud.

Hitler in der Karikatur der Welt: Unter diesem Titel veröffentlichte Ernst Hanfstaengl, Chef des Auslandspressedienstes ab 1933, als eine seiner ersten Amtshandlungen sogar zwei Bände mit ausgewählten Zeichnerattacken. Nicht etwa, um Hitlers Regierungsantritt souverän heiter zu grundieren, sondern um mit der fatalen Humorlosigkeit des Regimes jede Zeichnung einzeln zu widerlegen. Hitler böse? Nein, weitsehend. Hitler chaotisch? Nein, umsichtig. Hitler blutrünstig? Nein, energisch.

Bis zur Weißglut gereizt

Mit Karikaturen konnte man Hitler offenbar wirklich bis zur Weißglut reizen. Adriano Sofri, der italienische Kommunist, hat schon vor Jahren beteuert, dass Hitlers Wut gegen die Karikaturisten und Satiriker den Holocaust mit motiviert habe; denn er sah nur jüdische Visualisten am Werk. Zwischen 1939 und 1941 habe Hitler mindestens dreimal das Lachen der Juden erwähnt und gleichzeitig auf ihre Vernichtung angespielt. Und noch am 30. September 1942 schrie er: "Ich weiß nicht, ob sie auch heute noch lachen oder ob ihnen nicht das Lachen bereits vergangen ist. Ich kann aber auch jetzt nur versichern: Es wird ihnen das Lachen überall vergehen."

Nun also soll es uns ganz im Gegenteil kommen, das Lachen, damit wir uns endlich als humorvolle Demokraten outen. Gleichzeitig soll es uns auch im Hals stecken bleiben, um historische Kenntnis zu attestieren. Das tut es, bloß lacht man hierzulande als "älter werdender" über Levys Idee höchstens unter Niveau.

Aber für welche Generation ist der Film eigentlich gedacht? Handelt es sich um ein Re-Education-Projekt? Schon Achim Gresers bekannte Albernheitsadresse Der Führer privat (2000) war angeblich nur "für fortgeschrittene Erwachsene gemacht, für Leute, die Sebastian Haffners Anmerkungen zu Hitler ebenso kennen und schätzen wie Sein oder Nichtsein von Ernst Lubitsch", behauptete Wiglaf Droste in seinem Nachwort unter dem Datum des 20. (!) April.

Doch Levy will ja gerade keinen Geschichtsunterricht bieten. Er will, wie er sagt, den Terror der historischen Wahrheit, zugrundegefilmt von Eichingers Untergangsfilm, gegen eine psychologische Wahrheit eintauschen, die von der Schweizer Psychoanalytikerin Alice Miller stammt und offenbar ewig hält. Wirklich fortgeschrittene Erwachsene wissen freilich, welche ungeheuren Anstrengungen es gekostet hat und immer noch kostet, diese historische Wahrheit überhaupt zu ermitteln.

Deutsche Selbstheilungsposse

Und was soll ein junger israelischer Zuschauer aus dem Jahr 2007 dazu sagen: Soll er sich mit dem jungen Adam Grünbaum im Film identifizieren und seinen Ahnen, sofern sie noch leben, einmal mehr Feigheit und Anpassung vorwerfen? Soll er den rasenden Hitlerkult der arabischen Nachbarländer vergessen, sich Herrn Ahmadinedschad lieber als eine vom Vater geprügelte Kreatur denken, ihm Therapie anbieten und vorauseilendes Mitleid? Und wie soll überhaupt der Zeitgenosse diese deutsche Selbstheilungsposse mit dem dänischen Karikaturendrama des Jahres 2006 zusammendenken? Einerseits soll er sich einen pubertären Jux machen, andererseits erinnern, was eine Karikatur im Ernstfall bedeuten kann, nämlich mehr Waffe als Witz?

Eben diesen Spagat, diesen Blick auf den Januskopf des Witzes, wollte Levy vielleicht zeigen. Der Plan ist gut, aber im Ansatz zu schwierig. Mit seinen Ideengebern Chaplin, Brecht und Lubitsch hat der Regisseur den Witz als Waffe nur zitiert, den Dolch, den der geistreiche David einst gegen Goliath erhob, nur wie ein Museumswärter allenfalls blank geputzt. Immerhin kann man ihn so besichtigen.

Claudia Schmölders verfasste das Buch "Hitlers Gesicht" (C.H. Beck Verlag).

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1051064&

13.01.2007 Die Welt

Elmar Krekeler

Adolf Hitler einfach wegzaubern. Heute schon über Hitler gelacht? Das hilft. Zum Beweis begeben wir uns nun nicht in die Niederungen des deutschen Sprichwortunwesens (Lachen ist gesund usw.), sondern in die Niederungen der Kinderliteratur.

In der Welt des Harry Potter, in der es auch für Nichtzauberer ganz viel praktische Zauberei gibt, findet sich ein seltsames Wesen, das der Gattung der Gestaltwandler angehört. Boggart heißt es, im Deutschen Irrwicht. Das Wesen hat die unangenehme Eigenschaft, für jeden jeweils genau die Gestalt anzunehmen, vor der er am allermeisten Angst hat. Häufig hockt er in Schränken und rumpelt darin herum. Nichts ahnend öffnet man die Tür, und ist man Deutscher - steht plötzlich Adolf vor einem.

Befindet man sich nun im Besitz eines Zauberstabes und verfügt über Zauberkräfte, streckt man den Arm aus und stellt sich seinen persönlichen Dämon in möglichst lustiger Verkleidung vor. Helge Schneider als Adolf zum Beispiel. Dann ruft man laut "Ridiculus", und prompt sieht Adolf aus wie Helge Schneider in Gummimaske. Man muss recht herzlich lachen, was den Irrwicht stark beleidigt. Umgehend verzieht er sich wieder in seine Kiste.

Mit Witzen lassen sich also Dämonen bannen. Sie müssen halt nur gut sein, die Witze, und mit dem jeweiligen Dämon sozusagen auf Augenhöhe. Ob das der Fall ist, kann im Fall von Dani Levys Helge-Hitler-Show allerdings nur ermessen, wer sie gesehen hat. Das wiederum haben nur die wenigsten jener Berufswarner, die sich zu Wort melden und mahnen, über Hitler dürfe man keine Witze machen - noch nicht mal gute.

Vielleicht sollten sie bei Harry Potter nachschlagen. Und vielleicht sollten wir's beim nächsten Nazi-Aufmarsch mal nicht mit Lichterkette und Gegendemo versuchen. Sondern so: Wir stellen uns an den Straßenrand und fangen an zu lachen. Wir brauchen keinen Zauberstab, müssen nicht "Ridiculus" rufen, um sie in einen Witz zu verwandeln. Für Sprüche, die jeglichen Intellekt beleidigen, und höchst albernes Aussehen sorgen sie meist schon selbst.

<http://www.welt.de/data/2007/01/13/1173833.html>

13.01.2007 Frankfurter Rundschau S. 15

Viktor Rotthaler

Historisches Vorbild für Hitlers Schauspiellehrer? "Mein Führer"

Vergessen wir einen Moment lang "unseren" Führer und die in die falsche Richtung weisende Frage "Darf man über Hitler lachen?". Widmen wir uns lieber dem Mann, den der Führer bei Dani Levy beiläufig "mein Führer" nennt: Adolf Grünbaum. Sicherlich hat Levy bei der Namensgebung des jüdischen Schauspielers, der Hitler Ende 1944 aus seiner Depression retten soll, an das jüdische Multitalent Fritz Grünbaum gedacht, einen der "Erfinder" der Doppelconférence, der 1941 nicht in Sachsenhausen, sondern im KZ Dachau starb.

Über Fritz Grünbaum mag man ins geheime Zentrum von Levys melancholischer Groteske gelangen, die gar nicht so meschugge ist, wie man auf den ersten Blick glauben könnte - ein "Spiel im Schloss", das gedacht ist als Gegenstück zum pathetischen Untergang. Denn natürlich verbirgt sich hinter dem fast ausgelassenen, selbstverliebten Spiel von Helge Schneider und Ulrich Mühe die gute alte Doppelconférence. Der eine spielt den "Herren", der andere den "Diener". Wobei der "Diener" den "Herren" immer wieder schnell flachlegt. Irgendwie gefällt dieses Spiel einen Moment lang dem Führer so gut, dass er Speer gesteht: "Der Jud tut gut". Springtime for Hitler, also.

Joseph Goebbels, der sich während der Weimarer Republik ständig in jüdischen Cabarets und Theatern herumtrieb, hatte also irgendwie Recht, als er aus Kalkül den "Kulturjuden" Grünbaum für diese heikle Aufgabe engagierte, so suggeriert es uns Levy, der sich im Vorfeld auch auf Alice Millers psychoanalytische Schriften bezog. Der echte Grünbaum hatte im übrigen kurzzeitig selbst in der Wiener Berggasse gewohnt, der Heimat Sigmund Freuds, der 1905 seine große Studie über den Witz und seine Beziehung zum Unbewussten veröffentlichte. Und Freud-Anspielungen gehörten während seiner Wiener Cabaret-Zeit zum Standardrepertoire: "Manchmal träumt mir, ich heiß' Grünbaum und bin beim Kabarett". Manchmal hätte Fritz Grünbaum bei seinen Nummern "im Vorübergehen am Grünbaum der Erkenntnis genascht", merkte Victor Winter 1930 an. Kurz nach dem "Anschluss", am 24. Mai 1938 wurde Grünbaum gemeinsam mit dem Komponisten Hermann Leopoldi, dem

Kabarettisten Paul Morgan und dem Lehár-Librettisten Fritz Löhner-Beda ins KZ Dachau transportiert. Dort starb Fritz Grünbaum am 14. Januar 1941. Drei Monate später berichtete der New Yorker Aufbau von seinem Tod: "Das Schrecklichste war, dass er weniger wie ein Dachauer Häftling aussah, als vielmehr wie ein Dachauer Häftling, von Fritz Grünbaum gespielt. Man war auf eine Posse gefasst und es war eine Tragödie."

In seinem Film hat Dani Levy nun Grünbaum ein zweites Leben geschenkt, das am Ende verknüpft wird mit dem Schicksal eines zweiten jüdischen Schauspielers, Kurt Gerron, den Ilja Richter verkörpert. Kurt Gerron, der Tiger Brown der Dreigroschenoper und der Tengel-Tangel-Direktor im Blauen Engel, war 1933 als "Bilderbuchjude" aus den Ufa-Studios vertrieben worden. Danach hatte für ihn eine abenteuerliche Odyssee durch Europa begonnen. Über Paris, Wien und Prag führte ihn sein Weg nach Holland. Als dort 1940 die Deutschen einmarschierten, war sein Schicksal besiegelt. In Theresienstadt ließen ihn die Nazis einen letzten - berühmt-berüchtigten - Film drehen: Der Führer schenkt den Juden eine Stadt.

Seine Gage war der Tod. Gerron wurde im November 1944 in Auschwitz vergast. Auch er bekommt in Levys Phantasie noch eine kleine Gnadenfrist. Den Trainingsanzug, den Gerron in Theresienstadt getragen hat, trägt nun Hitler höchstpersönlich. Es wird Gerron sein, der Grünbaum in Levys Film bestätigen wird, dass das Lager Sachsenhausen, wie von Grünbaum gewünscht, aufgelöst wurde. Mit vorgehaltener Pistole wird man ihn zu dieser letzten großen Lüge seines Lebens zwingen. Und das Spiel ist aus.

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1049359&

13. Januar 2007 Frankfurter Allgemeine Zeitung

Verschiedene Korrespondenten

Wie lacht man über seine Tyrannen?

Deutschland streitet, ob Hitler durch Humor verharmlost wird. Andere Länder haben diese Frage für ihre grausamen Herrscher schon beantwortet: Vom Lachen über Lenin, Franco oder Mao. Unsere Korrespondenten berichten.

In Frankreich gilt Pétain nicht als witzig

In der französischen Politik darf die Satire alles. Was Staatschefs an geschmacklosem Spott und Ironie aushalten müssen, steht in einem direkten Verhältnis zu ihrer Macht, die nicht mehr absolut ist, aber größer ist als in jeder anderen Demokratie. Zum Erbe der Monarchie gehören die Freiheiten des Hofnarren, die den Kabarettisten und den Chansoniers eingeräumt werden.

Unter Napoleon blühte die Karikatur - allerdings erst nach dem verlorenen Russland-Feldzug, als sich sein Machtverlust abzeichnete. Der Kaiser war wegen seiner kleinen Körpergröße und seiner Gestik ein ergiebiges Sujet und ist noch immer Gegenstand eines ziemlich ungebrochenen Kults. Aber keiner Komödie. Überhaupt nicht mit Humor wurde und wird der greise Marschall Pétain in Verbindung gebracht. Über die Résistance gibt es lustige Filme, seit sie kein Mythos mehr ist. Die späte Aufarbeitung der Kollaboration erreichte ihre Breitenwirkung durch den harmlosen, aber witzigen TV-Zweiteiler „Au Bon Beurre“ von 1981, der sie auf ihre nur allzu menschlichen Schwächen reduziert. Pétain selbst kam darin nur kurz vor; obwohl sein Regime zumindest am Ende eine herrliche Tragikomödie abgeben könnte, bleibt er von jeglicher Auferstehung in der Komik verschont.

Und über Hitler kann man in Frankreich auch nicht lachen. Das Sujet ist zunächst wegen der vielen Filme, in denen der Deutsche nach dem Krieg als Tölpel und Nazi mit Führerzügen dargestellt wurde, ausgeleiert - und ein neuer Chaplin in Paris nicht auszumachen. Doch der

Diktator taugt noch immer zum Skandal: Ein Komiker karikierte Sharon als Hitler - um den Schwarzen und Nordafrikanern die Opferrolle der Juden zuzuschreiben. Über die Verbrechen des Kolonialismus gibt es wie über die Deportation keine französische Komödie. Schon jeder Versuch der fiktionalen Darstellung führt zu emotionalen Debatten. Dagegen wird Chirac täglich im Fernsehen als Depp vorgeführt, Mitterrand wurde als Frosch, Sphinx und Gott (Dieu) verhöhnt, und der groß gewachsene de Gaulle war nach Napoleon der meistkarikierte Staatschef. Er ist aber in keinem Film zu sehen. Bezüglich ihres Spottpotentials werden die neuen Kandidaten für das hohe Amt an den historischen Vorbildern gemessen. Ségolène Royal kann man sich als „Sonnenkönigin“ vorstellen. Sarkozy wird längst als Möchtegern-Napoleon veräppelt. Für Pétain reicht es bestenfalls zum Spuk als Remake in der Person Le Pen. Wenn der Schrecken, den sie verbreitet haben, vorbei ist, taugen Diktatoren kaum zur postumen Witzfigur. Für die Franzosen bleibt die Geschichte eine Tragödie. (J.A.)

In Rußland darf lediglich ein falscher Lenin zum Gespött werden

Von der Fähigkeit, über seine Schreckensherrscher im zwanzigsten Jahrhundert zu lachen, ist Russland heute weiter entfernt als zu dem Zeitpunkt, da die Sowjetunion unterging. 1992 drehten die Regisseure Wladimir Studennikow und Michail Grigorjew ihre „Komödie des strengen Reglements“, eine Filmfarce von Strafgefangenen, die die Oktoberrevolution im GULag-Theater nachspielen. Schauspieler Viktor Suchorukow, der sich als Kinobandit Kultstatus erwarb, verkörpert darin einen Häftling, der Lenin mimen muss. Suchorukows Held fühlt sich der Rolle des großen Agitators zunächst nicht gewachsen. Doch er überwindet seine Schüchternheit und steigert sich dermaßen in die Rolle des Revolutionsführers hinein, dass er unter wehenden roten Fahnen einen Gefangenenausbruch improvisiert, während die düpierten Gefängnisaufseher im Publikum begeistert applaudieren.

Diese Filmkomödie fand keine Nachfolger. Es sei denn, man empfindet jene Schauerszene in Wladimir Sorokins literarischer Antiutopie „Himmelblauer Speck“ als komisch, in der Klone von Stalin und Chruschtschow einen grotesken Liebesakt zelebrieren. In dem 1999 erschienenen Roman ist der Stalinwiedergänger ein rauschgiftsüchtiger Athlet, der des Entstalinisierers Chruschtschow aber ein hakennasiger Dämon, was ihre Kopulation in eine symbolische Yin-und-Yang-Vision verwandelt. Doch die Putin-Jugend der „Zusammengehenden“ (Iduschtschie wmoste) klagte, die Gruselerotik, die sie als pornographisch empfanden, schände die Ehre des Staates. 2002 warfen die „Zusammengehenden“ deshalb vor dem Bolschoi-Theater demonstrativ Sorokin-Bücher in eine Toilettenattrappe und versuchten, den Autor vor ein Strafgericht zu zerren. Dafür ist die vierzigteilige Fernsehserie „Stalin-live“, die in diesem Monat der verstaatlichte Sender NTW ausstrahlt, garantiert humorfrei. Regisseur Grigori Ljubomirow schildert den Diktator aus der Innensicht. Gemächliche, mit philosophischen inneren Monologen unterlegte Kamerafahrten schildern Stalin, wie er sich mit inkompetenten Untergebenen herumschlagen muss und doch der vorausschauende Stratege bleibt. (kho)

In den Vereinigten Staaten wird noch ein Diktator gesucht

Die Geschichte der Vereinigten Staaten lehrt uns, dass das Land noch keinen Diktator kannte. Das Internet will uns jedoch glauben machen, dass das nicht stimmt. Wer sich dort vieltausendfach als „American dictator“ herumtreibt, ist nicht schwer zu erraten, und sollte es noch Zweifel geben, müssten sie spätestens beim Besuch von YouTube verfliegen. Zu sehen ist da George W. Bush, wie er im einschlägigen Videoclip nicht nur als „American dictator“ beschimpft wird, sondern dafür auch noch polemisch zusammengeschnittene Belege liefern muss. Die viereinhalb Minuten sind böse, in ihrem Collageverfahren unfair, bisweilen aber auch komisch. Dafür sorgt der Präsident nicht zuletzt selbst, wenn er, wie es

scheint, als juxender Wahlkämpfer mit dem Gedanken spielt, diktatorisch das Land zu regieren.

Was im Internet oder im satirischen Rahmen erlaubt ist, wird jetzt der nüchternen Analyse noch nicht ganz standhalten. Außerordentlich spekulativ wäre es auch, vom Spott, wie er in den alten und neuen Medien auf den gegenwärtigen Präsidenten herabregnet, auf die komödiantische Behandlung zu schließen, die ihm als Diktator widerfahren könnte. Zu hoffen wäre jedoch, dass Amerikas Satiriker einem echten amerikanischen Diktator mehr Hohn und Schärfe entgegenbrächten, als sie dies heute gegenüber Präsidenten wagen, die weder flapsigen Fernsehsendungen noch verrästelten Cartoons entwischen, aber unweigerlich mit einem harten Kern von Respekt rechnen dürfen. Die ultimative Verhohnepipelung fehlt fast immer. Und das kommt nun auch einem Präsidenten zugute, der, wie die letzte Wahl allen virtuellen Unkenrufen zum Trotz zeigte, es zum Diktator nicht gebracht hat, aber wie geschaffen ist für die voll ausgewachsene Lachnummer. (J.M.)

In Spanien wird Franco gleichzeitig veralbert und verehrt

Als Deutscher reibt man sich die Augen, was mehr als dreißig Jahre nach dem Tod des Diktators Francisco Franco im demokratischen Spanien möglich ist. Etwa, dass sein Grab sich als monströse Weihstätte präsentiert, an der rechte Nostalgiker für frische Blumen sorgen. Oder dass die von seiner Tochter geleitete Franco-Stiftung ungestört das ideelle Erbe des „Caudillo“ pflegen darf und dafür, dass sie den Historikern geschichtliche Dokumente vorenthält, bis vor kurzem noch Subventionen erhielt. Weil die spanische Gesellschaft tief gespalten ist, die Einzelteile aber machen, was sie wollen, darf Franco heute ebenso beweihräuchert wie verhöhnt werden. An heimlichem Hohn hatte es schon während der fast vierzigjährigen Diktatur nicht gefehlt. Franco-Witze, die auf den Kontrast zwischen dem Allmachtsanspruch des Generalissimo und seiner mickrigen körperlichen Erscheinung zielten, waren weit verbreitet. Heldenverehrung war ohnehin ein schwieriges Geschäft: Franco war nicht nur klein, sondern auch rundlich, hatte eine hohe Stimme und ausdruckslose Augen. Seine Rhetorik war kläglich, sein Charisma gleich null.

Doch erst nach dem Übergang zur Demokratie konnten Filme es wagen, den Übervater der spanischen Nation offen zu parodieren. 1987 drehte Antonio Mercero mit einer Verbeugung vor Chaplins „Großem Diktator“ die Doppelgänger-Komödie „Warte im Himmel auf mich“. Auch in Francisco Regueiros Film „Madregilda“ von 1993 (mit Barbara Auer) nimmt Franco eine diskrete Komödienrolle ein. Dasselbe gilt für „Operation Gónada“ von Daniel F. Anselm (2000), wo sich der Witz an der anzüglichen Idee entzündet, ein Spanier habe ein sensationell wärmendes Suspensorium erfunden, das den deutschen Truppen beim Russland-Feldzug gute Dienste leisten könne. Der katalanische Theaterrisseur Albert Boadella thematisiert in seiner 2003 herausgekommenen Franco-Komödie „Gute Reise, Exzellenz!“ nicht nur das Verknöcherte, Überlebte des Regimes, sondern stellt implizit auch die Frage, warum die Spanier es so lange mit diesem Diktator ausgehalten haben. Großes Kino ist aus keinem der Franco-Filme geworden. Und Skandale, die eine Figur wie Hitler noch hergibt, können sie nicht auslösen. Der jungen Generation von Spaniern ist Franco so fern wie uns Bismarck. (P.I.)

In Italien gilt Lächerlichkeit als politische Höchststrafe

Hitler und Mussolini waren noch am Leben, da schlug die italienische Satire bereits knallhart zu: Am 26. Juni 1944 hatte im römischen Teatro Valle die Komödie „Con un palmo di naso“ (deutsch: Mit einem langen Gesicht) Premiere. Italiens berühmtester und bis heute unsterblicher Komiker Totò ließ es sich nicht nehmen, direkt nach der Befreiung der Ewigen Stadt den Führer und den Duce gleichzeitig zu interpretieren - übrigens assistiert von Anna Magnani, von der leider nicht überliefert ist, ob sie etwa mit einer blonden Perücke die Eva

Braun gegeben hat. Die Kritik feierte damals die diabolischen Züge und Wutausbrüche des totòschen Hitler als genial. Mussolini bekam nur eine Rolle als dessen Marionette zugewiesen, als ein an Fäden gezogener Pinocchio. Das römische Publikum raste vor Vergnügen, während der Duce in Salò seiner Marionettendiktatur vorstand und der Führer im Bunker noch vom Endsieg faselte.

Totòs Verhohnepiepelung der Diktatoren steht in der italienischen Tradition, die Mächtigen höchstens so lange zu erdulden, bis sie nicht mehr schaden können. Danach sind sie - seit den alten Römern über die Päpste bis heute - dem Urteil des Volkes preisgegeben, und dessen Höchststrafe lautet: schallendes Gelächter. Erst vor ein paar Wochen startete im Kino die Klamaukkomödie „Fascisti su Marte“ (Faschisten auf dem Mars, unsere Abbildung): Eine Gruppe unverbesserlicher Schwarzhemden fliegt unter Anführung eines schwachköpfigen Dickmopses ins All, um die Marsmännchen umzuerziehen - natürlich vergeblich. Italiener sind empfänglich für solchen Humor, müssen sie doch bis heute mit der Enkelin des Duce, Alessandra ihres Namens, leben, die als schmollmündige Mammà im Parlament für ein ehrenvolles Angedenken ihres Opas kämpft. Da ist der Schritt von der Wirklichkeit zu Comedy ohnehin nur ein ganz kleiner. (dsch)

In China treibt man mit Mao nur verhalten Scherz

Am meisten haben die Chinesen über Mao gelacht, als er noch gar nicht lange tot war. Anfang der achtziger Jahre überschwemmte eine Welle derber Witze das Land, die sich vorzugsweise von der legendären sexuellen Potenz des Tyrannen inspirieren ließen. Das war ein Auf-den-Boden-Zurückholen jener Überpolitisierung, die über jeden einzelnen Chinesen eine solch fatale Gewalt gehabt hatte. Die Parteiführung hatte sich betreffs Mao 1980 gerade zu der Charakterformel „Siebzig Prozent gut, dreißig Prozent schlecht“ durchgerungen, und dieses Mischungsverhältnis ließ Platz genug für anzügliche Scherze. Mittlerweile ist die Witzewelle abgeflaut, stattdessen wurde der Maoismus seit den neunziger Jahren zum Gegenstand parodierender Verfremdung. Die Schauspieler, die im staatlichen Fernsehen Mao spielten, fingen an, als gern gesehene Gäste bei Varietés und Supermarkteröffnungen im typischen schweren Hunan-Dialekt „Genossen! Unter keinen Umständen den Klassenkampf vergessen!“ zu rufen, und der Mao-Pop, der die alten Propagandaplakate im Warhol-Stil überarbeitete, wurde zum Markenzeichen jener neuen chinesischen Kunst, die in den Galerien der Welt heute so erfolgreich ist.

Aber ein befreites Lachen ist das nicht, das diese Zitate hervorbringen, eher ein Schmunzeln, bei dem unentschieden bleibt, ob aus ihm Kritik, Nostalgie oder bloß Geschäftssinn für westlichen Geschmack spricht. Denn Mao gehört weiter zur chinesischen Staatsräson. Verboten wurde 2005 eine Novelle von Yan Lianke, in der eine Offiziersgattin und ihr Liebhaber zur Steigerung der Lust Mao-Bilder zerdepperten. Und als eine neuseeländische Studentenzeitung letztes Jahr im „Cosmopolitan“-Stil einen Mao im leichten Sommerkleid auf dem Titelblatt zeigte, verstanden die chinesischen Studenten in Neuseeland überhaupt keinen Spaß: „Der Vorsitzende Mao ist wie Jesus für uns“, soll einer der heftig protestierenden Studenten, fast unter Tränen, gesagt haben. Diese Haltung allerdings dürfte nicht repräsentativ für China sein. (Si.)

<http://www.faz.net/s/Rub8A25A66CA9514B9892E0074EDE4E5AFA/Doc-E32DB6799F1B448C69477B2992B3E98F8-ATpl-Ecommon-Scontent.html>

13.01.07 Neues Deutschland

Hans-Dieter Schütt

Heillos im Witzkrieg. Levys Film »Mein Führer«, die Mahner und das Lachen über Nazis

Es ist die Stunde der Mahner, und wer mahnt, hat Recht. In einer Welt, die nur noch vom Geld redet, muss es die Einsamkeit derer geben, die auf Wichtiges hinweisen: dass jene inneren Reparationskosten, die wir alle aus unterschiedlichen Gründen an unterschiedliche Adressen zu zahlen haben, keineswegs im Zuge allgemeiner Einsparungen wegfallen. Dass sich die Mahner – wie etwa Ralph Giordano oder Lea Rosh oder der Zentralrat der Juden in Deutschland – Dani Levys Komödie »Mein Führer« zum Anlass neuerlicher Wortmeldung erkoren, ist so unerheblich wie der Film selbst. Aber wenn jemand wirklich etwas zu sagen hat, darf ihm der Anlass gleichgültig bleiben, der wird verblassen. Andererseits freilich will jeder Anlass genutzt sein, Mahnung hat keinen eigenen Markt, die Nachfrage ist gering – Mahnung, seit jeher geeicht auf Marathon, muss immer wieder auch Sprinterin sein und schnell aufspringen können auf Gelegenheiten, die vorüberhuschen.

Jetzt also huscht Levy vorüber. Ist eigentlich schon verhuscht. Auch dieser Film scheint zu bekräftigen, was seit geraumer Zeit erfahrbar ist: Die einzige Möglichkeit, Erinnerung ans Dritte Reich zu erledigen, liegt in der totalen Gegenwart der Massenmedien, in der alles bloß Erscheinung, bloß ästhetisches Vorüberziehen ist. Dichter Botho Strauß verwies vor Jahren auf das, was sich jetzt wieder, in den Diskussionen um die Darstellbarkeit Hitlers, so aufgeregt offenbart: Für diejenigen, die aus dem Exzess des vergangenen Jahrhunderts hervorgegangen seien, werde es keine Lebensphase geben, »in der sie nicht erneut zu diesem Ursprung sich innerlich verhielten, so dass er eigentlich das geheime Zentrum, ja Gefängnis all ihrer geistigen (und seelischen) Anstrengungen bildet«. Gegen diese Verbindung wird zuweilen aufgebeht, zuweilen scheint sie lose zu werden – immer in konfliktreicher Nähe zu nachfolgenden Generationen, deren Abstand zur verhandelten Nazi-Geschichte neue, freiere Balancen schafft zwischen Bewahrung und Vergessen, Betroffensein und kühlem Blick.

Werden Vergessen und kühler Blick bewirken, dass die Interpretationen dessen, was geschah, fahrlässiger werden? So, ob ausgesprochen oder nicht, lautet die sorgenvolle Frage der Mahner. Als Ekkehard Schall am Berliner Ensemble vor Jahrzehnten über 600 Mal seinen genialen U₁ gespielt hatte, langweilte ihn das eigene Genie, ihn fröstelte vor der Abkühlung, denn möglicherweise interessiere das Publikum nur noch Schalls Virtuosität, nicht mehr das Thema. Wir leben längst in der Zeit der Virtuosen, »Wie« interessiert mehr als »Was«. Dies ist die Folge natürlicher und intellektueller Abnutzung. Vorbei ist vorbei. Auch Faschismus und Krieg.

Diese deutsche Leistung müsste möglich sein: dass wir nicht locker lassen im Unbehagen beim Thema Hitler, aber dass wir im Leiden an dieser Unbehaglichkeit doch locker sind.

»Ich gehe zurück zu den Toten, die mich geboren haben«, sagt Hitler in Heiner Müllers »Germania 3«, aber die Lebenden kreisen um den Nationalsozialismus wie um eine mystische Geburtsstätte, aus deren Bannkreis sie doch nicht fortkommen. Brecht, Chaplin, Lubitsch, Begnini, Tabori, Schlingensiefel, Moers, Dietl, Karmakar, Brooks – die Liste derer, die sich übers Dritte Reich lustig machten, um das Leben triumphieren zu lassen, ist groß. Selbst dort, wo die jeweilige Kunst kein Meisterwerk wurde, darf sie wohl kaum in den Verdacht gestoßen werden, etwa durch Verharmlosung rechtsdumpfes Gefühls- und Gedankengut befördert zu haben. Was allen filmischen, theatralischen und anderen Versuchen als Impuls zugrunde lag und liegt (und hier bleibt selbst die misslungenste Komödie besser als deren Unterlassung), ist jener Wille, der geläufigen Geschichtsschreibung das erzählende Moment zurückzugeben, Geschichte zu befreien vom Material- und Schlepperdienst für die routinierte Erkenntnisfertigung.

Der französische Sozialhistoriker Marc Bloch schrieb, der wahre Historiker gleiche dem Menschenfresser im Märchen – wo immer er Leben wittere, da suche er seine Beute. Das weiterhin Sperrige bei der Annäherung an Hitler liegt darin, dass die Eindeutigkeit des Urteils, er sei ein Feind des Menschengeschlechts, nichts von der anderen Wahrheit nimmt: Er war selber ein Mensch. An diesem Widerspruch arbeitet sich seit jeher die Kunst ab, sie hackt das verheerende Inszenierungspathos zu Banalität klein, sie pustet dem Nebel der

Unerklärlichkeit was; sie zeigt nicht den großen Mann, sondern, wie es Brecht im Zusammenhang mit »Arturo Ui« formulierte, den kleinen Verüber großer Verbrechen. (In Levys Film schafft es Helge Schneider fast, Hitler sich im spießig Familiären vertrotteln zu lassen, und wer Schneider sehr zugetan ist, wird das als eigentliche Raffinesse seiner Kunst sehen.)

Eine Kunst des Komischen übrigens, die Zuschauer in größerem Maße zu gemeinsamer Auffassung über das Gesehene vereint, kann es nicht wirklich geben. Lebt die Tragödie davon, dass man sich schnell einig ist über das Furchtbare, so lebt der Witz von der Differenz im Empfinden. Es ist ein natürlicher Instinkt des Komischen, dass es sich bevorzugt dort zu entzünden sucht, wo der Schrecken lauert, das blanke Entsetzen. Was dem Witz am liebsten auf der Zunge zergeht, ist das Geschmacklose. Der Witz treibt seinen Keil in die Erinnerungen; und meist kann man nur über das befreit lachen, was man mit Hilfe der Zeit weit hinter sich ließ, oder über das, was man noch nicht begreifen kann, weil man mittendrin ist. Um über Hitler gemeinsam zu lachen, wird es für Deutsche immer zu früh sein. Um es dennoch zu schaffen, ist es zu spät: Man kam leider nicht rechtzeitig auf die geniale Idee, ihn bloß zu erfinden – die Fantasie reichte nur, um ihn Wirklichkeit werden zu lassen. Das haben wir davon. Hitler ist weg, das heißt: Das Durcheinander der Debatte über ihn bleibt verlässlich heillos.

Das Lachen über Hitler möchte immer lauter werden, just weil sich in unserem Inneren nach wie vor etwas dagegen wehrt. Überhaupt möchten wir frei sein im Denken über jene Zeit, und doch gelingt es nicht. Warum? Die Freiheit allen Denkens war eine Vorstellung, die eng an jene bürgerliche Welt, ihr System der inneren Widerstände und einmontierten Selbstverbote geknüpft war, deren Ende Hitler so apodiktisch beschwor und betrieb. Zur Hinterlassenschaft der Barbarei gehört, dass die prinzipiell nötige Distanz zwischen Gedanke und Tat, zwischen Idee und Wirklichkeit grausamst aufgehoben wurde. Dieser Vorgang heißt Auschwitz. Schlimmeres als Auschwitz konnte man programmatisch nicht denken, das Gedachte wurde in Windeseile wahr, so kam die Erfahrung des total entscherten Gedankens in die Welt. Die Unversehrtheit jedes Denkens ist seither aufgehoben.

Regisseur Fritz Kortner erzählte eine Anekdote, die das Problem anschaulich macht. Nach seiner Rückkehr aus der Emigration besuchte er den Schauspieler Paul Wegener, mit dem er eng befreundet gewesen war. Als Wegener einen jüdischen Witz zu erzählen anhub, unterbrach er sich plötzlich selbst, eine Entschuldigung stammelnd. Kortner, dem die integrale Haltung Wegeners während der Hitlerzeit bekannt war, forderte ihn auf, fortzufahren, doch der Schauspieler wehrte ab: »Ersparen Sie es mir. In solchen Witzen steckt immer ein Element antisemitischer Belustigung. Die Nazis haben mir sogar den Spaß an dem verdorben, was harmlos scheint – aber eben nie, nie mehr harmlos sein wird.«

Dieser Scheu, die mit dem Bewusstsein der aufgehobenen Grenze zwischen Gedanke und Tat zu tun hat, muss sich seither jedes Denken unterwerfen, das (wieder) bürgerlich sein will. Man muss sich seit Auschwitz der Konsequenzen gewiss sein, in die ein ungehemmtes Denken umschlagen kann. Ein Ratschlag, dessen Moralität zugleich seine Tücken hat: Denn sie widerspricht dem Charakter des Denkens; es lässt sich nicht hemmen. Den Gedanken kann man nicht dauerhaft zwingen, er möge nur als versöhnlicher Prospekt vor eine in komplexe Widersprüche verwickelte Welt rücken. Denkverbote funktionieren nicht, ein Index für Fragestellungen lässt sich nicht dauerhaft errichten. Aber alles, was mit ungezügelterm Denken zu tun hat, ist in Deutschland, seit Hitler, gesichert verkrampft.

Das Prestige des Gedankens ist aufgezehrt – von den Katastrophen, die er anrichtete. Er hat sich zum Teil in den Unernst der Spaßgesellschaft gerettet. Die Kultur durchzieht seit langem ein Symptom der Abkehr, der Selbsterniedrigung ins Flache, Unverbindliche. Niveau ist das, wohin es einen hinunterzieht.

Und so wird es auch in Sachen Hitler weitergehen. Widerstand durch Affirmation: mitreiten auf der Welle, um sie auszutrocknen. Einerseits verständlich, wünschenswert, andererseits so geläufig in der Verklemmtheit. Jeder will mal Sieger sein im Witzkrieg gegen ernste Mahner. Und auch gegen die üblichen verdächtigen Markt-Führer, die im Fernsehen unablässig auf den Knopp drücken.

Nach all den ultimativen Gespensterstunden im privaten wie öffentlich-schlechtlich betriebenen Fernsehen, mit Rückblicken auf die fünfziger bis neunziger Jahre, kommen sicher bald auch die vierziger Jahre dran. Es würde ein einziger Redakteur genügen, der unter Quotendruck steht, und schon stünde sie, die melancholische Stalingrad(t)wanderung, dazu tanzen die Kessel-Zwillinge, Regie: TV-Feldmarschall Rummel. Wir sind matt Bestrahlte zwischen halber Aufklärung und halber Verherrlichung, zwischen pünktlich eingblendetem Schauer (Holocaust!) und gemütspornografischer Entspannung beim Kostümfilm.

Goodbye, Lenin, das ging. Hitler, das bleibt ewiges Willkommen. Die einzige Endlösung gegen den immerwährenden Angriff der Vergangenheit, die nicht zu bewältigen ist: Vermarktung. Deren Kern ist: nachgiebiges Verkommen. Und die Tourismus-Industrie kann von der Filmindustrie viel lernen: Was man aus Fremdenführer und Lagerbier noch alles machen könnte!

<http://www.nd-online.de/artikel.asp?AID=103397&IDC=4&DB=O2P>

12.01.06 Süddeutsche Zeitung S. 12

Nils Kadritzke

Führer befiehl, wir lachen!

1946 zeigten die Amerikaner ahnungslosen Berlinern Chaplins Hitler-Farce „Der große Diktator“, um zu sehen, wie die Deutschen darauf reagieren

12.01.06 Freitag

Jutta Brückner

Das späte Kind. Mit seinem Film "Mein Führer" ebnet Dani Levy den Geschichtsbruch der Nazis mit einem neuen Genre ein

"Eine humanistische Komödie" nennt der Produzent den Film. Der Autor sagt, zwar sei der Film politisch inkorrekt, aber es gehe ihm um Moral. Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass? Die angstvollen Untertöne in dem medialen Getöse, mit dem Mein Führer in die Kinos gebracht wird, sind weder bei XY-Filme Produzent Stefan Arndt noch bei seinem Regisseur und Firmenpartner Dani Levy zu überhören. Aber gleich die erste Einstellung, in der wir das von Theaterblut überströmte Gesicht von Ulrich Mühe vor schwarzem Hintergrund sehen und seine Stimme von einer "wahren Geschichte" sprechen hören, macht klar, wo wir sind: im Guckkasten der historischen Kasperleibühne, Zeugen bei einer drastischen Teufelsaustreibung der deutschen Geschichte auf dem Jahrmarkt.

Die Handlung ist frei erfunden: Es ist ein paar Tage vor Sylvester 1944/45. Ein Jude namens Grünbaum wird aus dem KZ entlassen, um einem vom desaströsen Kriegsverlauf demoralisierten Führer wieder zu neuem Elan zu verhelfen. Der Mann war Schauspieler und hat - hier ist der schmale historisch verbürgte Kern der Geschichte - in den zwanziger Jahren den unbekanntem Politiker Adolf Hitler schon einmal darin unterrichtet, pathetisch-heroisches Theater fürs Volk zu spielen, ihm das Sprechen, die Gesten, die Mimik beigebracht. Und jetzt soll er dem Führer wieder zu seinen alten rednerischen Qualitäten verhelfen, um in einem letzten Großauftritt das deutsche Volk zum Endsieg zu treiben. Nach dem Willen von Goebbels wird eine selbst deponierte Bombe Hitler aus dem Leben bringen und dieses Attentat soll propagandistisch der "jüdischen Weltverschwörung" in die Schuhe geschoben werden. Grünbaum besteht aber darauf, nur dann mitzuarbeiten, wenn auch seine Familie entlassen wird. Das geschieht. Als er merkt, wie sehr man ihn braucht, fordert er, dass das KZ Sachsenhausen aufgelöst wird. Man behauptet, das zu tun. Bei der entscheidenden Führerrede redet Grünbaum, versteckt unter einem Holzpodest, an der Stelle von Hitler, der nur die Lippen bewegt, weil er seine Stimme verloren hat. Und am Ende seiner Rede hält er sich nicht an das Manuskript, sondern spricht von der Kriegsmüdigkeit des deutschen

Volkes. Er wird niedergeschossen und kurz danach explodiert die Bombe, die eigentlich Hitler zugeordnet war. Wie zu Beginn wendet sich Grünbaum-Mühe direkt ans Publikum und spricht als sterbender Schelm von der "wirklich wahrsten Wahrheit über Hitler".

Man tut dem Film kein Unrecht, wenn man so viele Details verrät, denn er bezieht seine Spannung nicht aus der Intrige. In der geht alles. Der Film spielt nicht in der Geschichte, er spielt mit Geschichte, realer und inszenierter. Unübersehbar bezieht er sich auf Vorbilder: Sein oder Nichtsein von Ernst Lubitsch aus dem Jahr 1942, Der große Diktator von Charlie Chaplin aus dem Jahr 1940, und verschüttet auch auf Armin Mueller-Stahls Conversations with the beast aus dem Jahr 1996 mit Hitler als über hundertjährigem Untoten. Und natürlich auf Mel Brooks' The Producers aus dem Jahr 1968, der als Musical-Version am Broadway vor vier Jahren erneut zu einem Hit wurde. Mein Führer fasst das alles zusammen, benutzt es als Zitatvorlage und kommentiert. Aber vor allem hat Levy eine groteske Negativfolie zu Der Untergang gedreht. Gegen die Frage, die man bei Eichinger-Hirschbiegel-Ganz diskutiert hat, ob man Hitler als Menschen zeigen darf, wird hier die Frage gesetzt, ob man über Hitler lachen darf.

Darf man? Und wenn man es tut, worüber lacht man? Levy arbeitet mit den Mitteln krasser Vereinfachung und Übertreibung. Nazis sind bürokratische Knallchargen, die an dauerhafter Erektion des rechten Arms leiden. Menschen haben karikierende Namen wie Anton Rattenhuber und Goebbels verschwindet sofort zwischen den Beinen der Sekretärin. Das Personal des Dritten Reichs chargiert in einer Comedy. Die Formen von Humor schwanken zwischen Monty Python und der Feuerzangenbowle wie in der bemühten Kopulations-Klamotte zwischen Hitler und Eva Braun. Man lacht über den breiten rheinischen Dialekt eines Dr. Joseph Goebbels und nur hier, in der blendenden Darstellung durch Sylvester Groth, der den Goebbels als Erinnerung an den Mephisto von Gründgens spielt, geht der Film hinaus über den Klamauk und vermittelt etwas von der jovialen Gefährlichkeit, die einige der leitenden Nazis so volkstümlich machte.

Vor allem lacht man über Hitler als das verklemmte, spät-infantile Kind, das - wie im Bonker-Clip von Walter Moers - im Badewasser planscht. Über den Führer im senfgelben Jogginganzug und den Versager im Bett. Es ist das Lachen aus der Perspektive des Kammerdieners, dem alles zur Unterhose wird. Komik kann ja die Honigspur der Erkenntnis sein, aber die Komik von Comedy ist die Gag-Mechanik, in der Sinn vernichtet wird. Wohin führt die Behauptung, dass Hitler kein Dämon ist, sondern ein Würstchen? Hier steht der Film vor der Schuldfrage. Levy möchte, dass man Hitler mit Empathie sieht. So macht er den Juden Grünbaum zu Hitlers Psychotherapeuten, dem der Führer von den Demütigungen und Strafen durch seinen Vater erzählt. Der Film kreist um die Figur des Vaters als Tyrann. Und hier schafft er den Moment des größtmöglichen Einverständnisses zwischen dem Täter Hitler und dem Opfer Grünbaum. Hitler verirrt sich nächtens in das Zimmer der Grünbaums und Frau Grünbaum lädt ihn ein, ins Ehebett zu kriechen. Sie singt ihn in den Schlaf und versucht dann mit einem Kissen den Diktatorenmord. Ihr Mann fällt ihr in den Arm: dieser Hitler sei auch nur ein armes, misshandeltes Kind. In der Dreierkonstellation im Ehebett, in dem der zum Kind gewordene Hitler zwischen Mutter und Vater liegt, sucht der psychoanalytische Diskurs die Ursachen des Bösen in der Familie. Levy folgt hier mit großer Emphase Alice Miller und ihrem Buch Am Anfang war Erziehung und schafft daraus für Hitler die unerlässliche background-wound, mit der Hollywood Sympathien mit den Verbrechen schafft: der kindheitsgeschädigte Perverse bedankt sich nach der Fast-Erdrösselung mit dem Kopfkissen glücklich bei Frau Grünbaum.

Levy geht viel weiter darin, Hitler als Menschen zu konstruieren, als Eichinger-Hirschbiegel es getan haben. Hitler wird bei ihm zum hilflosen Triebverbrecher aus kindlicher Not, dirigiert vom Mastermind Goebbels. Die Verschlingung von Politik und Pathologie im Dritten Reich wird hier privatistisch erklärt. Ist das die politisch inkorrekte Wahrheit, die Levy verbreiten will?

Der Reiz der Komödie liegt für Levy in der Möglichkeit zu Zuspitzung und Härte und darin, dass sie moralische Fragen aufwerfen dürfe. Levy will ausdrücklich Moral. Er hat in einem Interview von einer ersten Version des Films erzählt, die mit der Stimme des noch lebenden Hitler begann und mit ihm endete. Als er dann bei Testvorführungen merkte, dass das zu großen Irritationen beim Publikum führte, das den Film als zynisch empfand, ist er sich im Schneiderraum selbst in den Arm gefallen. Ist der Film dadurch moralisch geworden? Der Humanismus liegt jetzt ganz auf den schmalen Schultern von Ulrich Mühe. In seinem Professor Adolf Grünbaum kommt ein Hauch von der Tragik auf, ohne die keine Komödie auskommt. Er muss sich mit moralischen Fragen auseinandersetzen, die in der absurden Gag-Mechanik dieser Hitler-Comedy keinen Platz haben. Mühe spielt die einzige Figur, die kein Stereotyp ist. Aber damit ist er ein Solitär, sogar in seiner eigenen Familie neben einer Frau, die alle Züge des Stereotyps der jüdischen Mame hat, ungebrochen von KZ-Haft, schlagfertig, wohlgenährt mit üppigem Haarwuchs. Wir wissen, wie entlassene KZ-Häftlinge aussahen. Levy verrät eine nicht zu hintergehende historische Wahrheit an die Leichtfertigkeit des Entertainments, das hier zur Lüge wird.

Comedy, Komödie, Farce, Melodram, Slapstick, Archivmaterial und ein Häppchen Familien-Melodrama verbinden sich zu einem extremen Genremix. Dieses Dekonstruktionsgewebe ist auch eine Mischung von Darstellungsformen von der Performance des Absurd-Comedian Helge Schneider bis zu Ulrich Mühe, der direkt aus einem Schiller-Drama kommt. Schneider sah seine Rolle nicht als performative Parodie auf Bruno Ganz, sondern als Charakterrolle. Er kennt Hitler aus dem Fernsehen und aus entsprechenden Büchern, deshalb, so sagt er, sei es leicht gewesen, ihn zu spielen. Der Film ist wie die Essenz dessen, was übrig bleibt, wenn man die Fernsehformen durch den Fleischwolf dreht.

Die Pappkulissen von Speer, hinter denen die Trümmer liegen, sind realer als das digital hergestellte zerbombte Berlin, das wir für real halten sollen. Das macht den Film trashig. Aber dieser Trash wird nicht so weit übersteigert, dass einem wirklich das Lachen im Hals stecken bleibt vor Ekel. Das wäre ein Gewinn gewesen an Erkenntnis. Levy ist viel zu sehr damit beschäftigt, keinen Anstoß zu erregen. Man lacht in den Grenzen dessen, was sich auch die Ko-Produzenten der ARD nach dem Vorbild der Privatkanäle inzwischen trauen. Das Nachdenken über Hitler und das Dritte Reich ist die letzte Bastion, die im Sinn der Vernichtung alter Sinnzusammenhänge durch Amüsierwut geschleift werden musste.

Levy und sein Film verkünden mit koketter Geste eine Schlussstrichpolitik. Mein Führer ebnet den Zivilisationsbruch ein auf dem Niveau eines neuen Genres: die jüdische Komödie nach dem Holocaust. Chaplin hat einmal gesagt, er hätte Der große Diktator nicht gedreht, wenn er zu diesem Zeitpunkt von den tatsächlichen Schrecken der KZs gewusst hätte. Eine solche Erkenntnis ist unabhängig davon, ob die Familiengeschichte eines Künstlers die von Tätern oder Opfern ist. In Lubitschs Sein oder Nichtsein lernte man, wie weit Juden die Mimesis an ihre Vernichter treiben mussten, um zu überleben. In Deutschland, dem Land der Täter, wird es als moralische Legitimation für den Film Mein Führer empfunden, dass sein Regisseur Jude ist. Das ist eine subtile Form von Antisemitismus, gegen die Levy sich wehren müsste.

<http://www.freitag.de/2007/02/07021101.php>

12.01.07 Der Tagesspiegel

Christiane Peitz

Kennen Sie den? Lachen über Hitler. Der Witz und seine Beziehung zum Monströsen

Lachen befreit. Schon falsch. Zwar ist die Befreiung das, was der Mensch sich vom Lachen erhofft. Aber wer lacht, tut das eben deshalb, weil er sich nicht frei machen kann. Bekanntlich kollabieren im Lachen Sinn und Verstand. Weil es da die Moral gibt und die Empathie und die politische Korrektheit, wegen der sich ein respektloser Witz verbietet. Dummerweise gibt es keine respektvollen Witze. Ein guter Witz ist im Kern immer unfair, verletzend, gemein. Genau das übertönen wir und lachen – trotzdem.

Wir lachen, weil uns etwas überfordert, weil wir es beim besten Willen nicht unter die Füße kriegen. Deshalb sind die besten Witzfiguren Autoritäten, deshalb werden Politiker und Päpste karikiert, Tyrannen und auch Götter. Deshalb wollen wir über Hitler lachen. Alles andere wäre Untertanengehorsam.

Kein Wunder also, dass sich die Nation in der Hitlerkomödien-Debatte so widersprüchlich verhält. Einerseits waren die Erwartungen an Dani Levys NS-Farce „Mein Führer“ groß. Gleichzeitig lehnten die Deutschen den Film laut Umfrage mehrheitlich ab: vor dem Kinostart, also unbesehen! Mal abgesehen davon, dass man sich auch solche Umfragen nur als Farce vorstellen kann, in der die Befragten die Bitte um Auskunft über den „Führer“ mit der knappen Antwort „Bin dagegen“ parieren, mal abgesehen davon, dass ein renommierter Historiker wie Hans-Ulrich Wehler sich selbst persifliert, wenn er Hitler exklusiv für die Wissenschaft beansprucht: Was Hitler und die Nazis betrifft, ist die Lach- und Schießgesellschaft namens Bundesrepublik alles andere als entspannt. Das ist nicht gut so oder schlecht, es ist so, 61 Jahre nach dem Ende des „Tausendjährigen Reichs“. Jeder blamiert sich, so gut er kann – auch das ist Meinungsfreiheit.

Nach Historikerstreit, Goldhagen- und Mahnmal-Debatte, nach der Aufregung um das Drama „Der Untergang“ und um Günter Grass' Waffen-SS-Beichte dreht sich die Diskussion nun um eine Komödie, die an den gleichen Schwächen leidet wie die Diskussion selbst. Sie ist läppisch, hat wenig Fallhöhe, keine Prägnanz oder Schärfe. Sie traut sich nicht. Sie sehnt sich nach Leichtigkeit und Normalität im Blick auf die Vergangenheit – und versagt sie sich, aus gutem Grund. Deshalb ist die Komödie nicht komisch, deshalb zielt die Kritik an ihr ins Leere. Der Publikumsfilm, der Hitler als Hanswurst zeigt, ist noch nicht gedreht.

Selbst wenn es ihn gäbe: Hitler als Mensch und die hackenschlagenden Hitlergrüßer in „Der Untergang“, das hatte unfreiwillige Komik – und war in seinem Willen zur Ernsthaftigkeit womöglich fragwürdiger als Helge Schneider im Trainingsanzug. Denn das Drama setzt voraus, dass man dem Nationalsozialismus beikommen kann, indem man ihn nachstellt, mit penibel rekonstruierten Dialogen und Originalrequisiten. Dann lieber schwarze Komödie. Sie weiß wenigstens um ihre eigene Unangemessenheit und macht kein Hehl daraus, dass es kein angemessenes Stilmittel geben kann für das Monströse, für die Ungeheuerlichkeit der NS-Verbrechen.

Ein anderer Satz lautet: Man darf über die Täter lachen, aber nicht über die Opfer. Auch das stimmt nicht ganz. Roberto Benignis KZ-Komödie „Das Leben ist schön“ trug das Lachen bis ins Lager, ohne die KZ-Opfer zu verhöhnen. Und wer sich über Täter mokiert, verharmlost noch lange nicht ihre Taten. Er verweigert nur den Respekt vor Befehlshabern. Das wäre ja noch schöner: Dass nur Ostfriesen-, Blondinen- und Judenwitze erlaubt sind, nicht aber Mohammed-Karikaturen, Papst-Cartoons, Bush-Jokes, Honecker-Witze und Nazi-Komödien.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/12.01.2007/3016847.asp>

Lothar Müller

Lachnummer Adolf. Wie und warum Hitler zur komischen Figur wurde

11.01.07 Der Tagesspiegel S.26

Tsp/dpa

Kontroverse um „Mein Führer“ geht weiter

Nach einer Umfrage des Forsa-Instituts lehnen 56 Prozent der Deutschen Dani Levys Hitler-Komödie „Mein Führer“ ab, die heute bundesweit in die Kinos kommt. Nur 35 Prozent der 1005 im Auftrag des „Stern“ Befragten finden es gut, dass Levy eine Komödie über Hitler gedreht hat, neun Prozent sind unentschieden. Besonders hoch ist die Ablehnung in Ostdeutschland (67 Prozent); bei den Westdeutschen sind es 53 Prozent.

Unterdessen geht die Kontroverse um Levys Film mit Helge Schneider in der Hauptrolle weiter. Der Historiker HansUlrich Wehler sagte: „Die Behandlung von Figuren wie Lenin, Stalin und Hitler ist besser bei Wissenschaftlern aufgehoben als in einer Persiflage.“ Auch der Zentralrat der Juden kritisiert den Film (siehe Seite 8). Dani Levy betonte dagegen im „Zeit“-Interview, „Mein Führer“ sei Ausdruck eines Traums: „In meinem Film bin ich Gott und stehe über Hitler. Ich weiß, dass das an der Katastrophe nichts mehr ändern wird, aber ich habe die Kraft, neue Bilder zu schaffen.“ Es sei sein bisher persönlichster Film.

Der „Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung“ sagte Levy: „Warum sollte ich als Jude und Kind einer Flüchtlingsfamilie, der einen großen Teil seiner Familie im Holocaust verloren hat, einen Film machen, der verharmlost?“ Lachen über Hitler habe nichts mit Entschuldigen oder Verharmlosen zu tun. „Aber vielleicht braucht es Mut, den Führer als erbärmliches Würstchen zu akzeptieren“, betonte der 49-Jährige. Das internationale Interesse an seinem Film ist groß. Dem Weltvertrieb Beta Cinema zufolge wollen unter anderem Verleiher in den USA, Frankreich, Italien und Großbritannien den Film herausbringen.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/11.01.2007/3014546.asp>

11.01.07 Der Tagesspiegel S. 8

Stephan J. Kramer

„Mein Führer“ – oberflächlich, überflüssig, gefährlich

Warum ich über die Hitler-Satire von Levy nicht lachen kann

Lachen über Hitler“ ist nichts Neues. Charlie Chaplin, Ernst Lubitsch, Mel Brooks und Radu Mihaileanu haben Hitler und die Nazi-Diktatur in Komödien und Satiren vortrefflich demaskiert. Diese Stücke waren auch in Deutschland zu sehen. Außer bei Chaplin, der kein Jude war, kam hier subtiler, ironischer und sarkastischer jüdischer Witz zum Ausdruck. Jener Witz, der vielen Juden als Überlebende des Holocausts und Nachkommen derselben eine Lebenshilfe war. Jener Witz, der das Leben ausleuchtet und nach Sigmund Freud die letzte Waffe der Wehrlosen ist.

Aber der Vergleich von Dani Levys Komödie „Mein Führer“ mit den Filmen „Der große Diktator“ oder „Sein oder Nichtsein“ hinkt. Als Chaplin und Lubitsch ihre Filme drehten, war das Ausmaß des nationalsozialistischen Völkermordes noch nicht absehbar. Es ist fraglich, ob beide mit dem heutigen Wissen über Hitler ihre Satiren so realisiert hätten. Levys Schenkelklopfhumor hat, wie schon im Film „Alles auf Zucker“, mit jüdischem Witz nichts zu tun. Hier wird, leider, wieder einmal nur Fast Food für die Sehnsüchte der Massen produziert.

Angesichts der massenhaften Entrechtung, Deportierung und fabrikmäßigen Ermordung von Millionen von Menschen in Europa durch die Nazis kann ich über die Komödie „Mein Führer“ nicht lachen. Sie ist im Vergleich zu den anderen Hitler-Parodien oberflächlich, überflüssig und sogar gefährlich. Hitler war keine Witzfigur mit verkorkster Kindheit. Er war nicht unzurechnungsfähig oder bloß ein Fall für den Therapeuten: Er verdient keine mildernden Umstände oder gar Mitleidsgefühle des Publikums!

Wer sich wirklich distanzieren will, braucht keine kollektive Entkrampfung durch eine deutsche Komödie und auch keine regelmäßige Neuerfindung von Hitler durch Knopp, Eichinger und Co. Die Nachgeborenen haben keine Schuld auf sich geladen, aber sie tragen Verantwortung. Verantwortung auch für die Gefühle und Würde der Opfer und ihrer Nachkommen. Dies gilt für Juden wie Christen, Muslime wie Hindus, Atheisten wie Andersgläubige.

Levy bleibt hinter seinem selbst gesetzten Ziel zurück. Er handelt grob fahrlässig in einer Zeit, wo das Tagebuch von Anne Frank öffentlich verbrannt, jüdische Kinder auf Straßen angegriffen, Synagogen und Friedhöfe geschändet und Neonazis mit ihren rassistischen Parolen in immer mehr Landesparlamente gewählt werden. Dies ist nicht die Zeit für eine solche Form der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in dem Land, in dem der Holocaust erfunden und exekutiert wurde.

Freilich müssen Mystifizierung und Dämonisierung der Nazi-Diktatur aufgebrochen werden, um die menschlichen Abgründe in jedem von uns zu beleuchten. Und um deutlich zu machen, dass die Nazi-Diktatur weder von einem genialen Dämon geführt wurde, noch eine übernatürliche Heimsuchung war. Die Deutschen wurden von einem Menschen verführt, der jeden Tag wieder in der Mitte unserer Gesellschaft geboren werden kann oder vielleicht sogar bereits geboren wurde.

Vielleicht müssen wir neue Wege der Erinnerungsarbeit und Wissensvermittlung beschreiten, um die Lehren des Holocaust über das Zeugnis der letzten Überlebenden hinaus zu erhalten. Wir haben in Deutschland eine durch die Verfassung garantierte Meinungs- und Kunstfreiheit. Sie ist eine der Lehren aus der Nazi-Diktatur. „Lachen über Hitler“ ist kein Tabu. Levy hat ein Recht, seinen Film zu machen und ihn zu zeigen.

Ebenso legitim ist aber auch die Kritik an der Komödie. Es geht nicht um reflexhafte Reaktionen von Tugendwächtern, wenn Ralph Giordano und andere zu Recht von einem Bauchgrummeln sprechen. Hier ist auch nicht die „Witzepolizei“ unterwegs. Sich Sorgen zu machen, muss erlaubt sein. Ignatz Bubis sel. A., der langjährige Präsident des Zentralrats der Juden, der am kommenden Freitag 80 Jahre alt geworden wäre, forderte stets den Respekt für die Gefühle der Opfer und die Trauer der Hinterbliebenen. Er mahnte uns alle, die Ängste der Lebenden zu respektieren und die Vergangenheit weder zu verharmlosen noch zu vergessen.

Der Autor ist Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/11.01.2007/3013306.asp>

11.01.2007 Frankfurter Neue Presse

dpa

Historiker wünscht dem „Führer“ eine Nullquote

„Die Behandlung von Figuren wie Lenin, Stalin und Hitler ist besser bei Wissenschaftlern aufgehoben als in einer Persiflage“, sagte Wehler. Der Film wolle vor allem angesichts der medialen Überfütterung mit NS-Stoffen unbedingt mit etwas Neuem faszinieren. „Aber die Nazi-Verbrechen sind Phänomene, die lassen sich nicht ins Bild übersetzen. In diese Lücke stößt eine solche Skandalnudel.“

Gegen die ausschließlich wissenschaftliche Behandlung spreche jedoch möglicherweise das Generationsargument, räumte Wehler ein. „Jüngere Menschen haben keine genaue Vorstellung davon, was ein Vernichtungskrieg bedeutet.“ Gegengewichte seien daher beispielsweise Dokumentationen oder große, seriöse Darstellungen, die zeigten „was Hitler über Deutschland und Europa gebracht hat“ – wie etwa „Schindlers Liste“ von Steven Spielberg.

„Als Historiker und als Angehöriger einer Generation, die vom Krieg etwas mitbekommen hat, finde ich das unmöglich“, sagte der 75-Jährige zu Dani Levys Komödie mit Helge Schneider in der Hauptrolle. „Ohne Hitlers Befehl wären die Verbrechen gar nicht in Gang gekommen. Man kann dem Film nur den Absturz in die Nullquote wünschen.“ Wehler: „Wenn Hitler ins Lächerliche gezogen werden soll, genügt der eine Film ‚Der große Diktator‘ von Chaplin.“ Schon fünf Jahre nach dem Krieg habe der Engländer Alan Bullock eine Hitlerbiografie vorgelegt, die den Diktator als reinen Machtpolitiker zeichnete, später folgten die umfassenden Darstellungen von Joachim Fest und Ian Kershaw, sagte Wehler. In den Jahren habe sich das Hitlerbild auch in der Öffentlichkeit stark gewandelt. „Das Hitlerbild war Gegenstand einer Dämonisierung; alle sagten, wir haben das nicht gewollt, aber es waren Entscheidungen des Führers.“ Dabei seien Hitler und seine Paladine „keine Horrorfiguren, sondern sie haben dieses Schillernde, haben viele Seiten“.

Dann sei es zur Korrektur gekommen, als die Westdeutschen die Zeitgeschichte gewissermaßen „erfunden“ hätten: „In einem zähen Prozess wurde die Öffentlichkeit daran gewöhnt, den Tatsachen ins Auge zu sehen. Bis in die 1980er Jahre haben die Westdeutschen gelernt, was für ein schreckliches Regime sie hochgetragen und ertragen haben.“ In Ostdeutschland dagegen sei dies unterdrückt worden. Doch den Massenmörder Hitler in einer Komödie auf die Leinwand zu bringen, sei undenkbar. „Da bin ich ganz starr, da sträubt sich alles in mir dagegen“, sagte Wehler.

Laut einer Umfrage stößt die Filmsatire bei den meisten Deutschen auf Ablehnung. Laut „Stern“ sind 56 Prozent der Bundesbürger gegen den Film. 35 Prozent der Befragten sehen dagegen Levys Komödie als positiv an. Besonders hoch fällt mit 67 Prozent die Ablehnung für den Film im Osten Deutschlands aus.

http://www.rhein-main.net/sixcms/list.php?page=fnp2_news_article&id=3441944

01/2007 Konkret S. 48

Dietrich Kuhlbrodt

Mensch Adolf. Konkret sprach mit dem Regisseur Dani Levy über seinen neuen Film „Mein Führer“, Lachen als Politikum und Hitler auf der Couch

10.01.07 Süddeutsche Zeitung S. 11

Göttler, Fritz

Triumph der Wahrheit. Helge Schneider bietet lockere Variationen auf Hitler in Dani Levys melancholischer Filmkomödie „Mein Führer“

10.01.07 Die Welt

WELT.de

"Skandalnudel", "gefährlich", "Verharmlosung": Weitere Kritik an "Mein Führer"

Der Streit um den Film „Mein Führer“ reißt nicht ab. Der Zentralrat der Juden und die Katholische Kirche haben Dani Levys Werk heftig gescholten. Hans-Ulrich Wehler, Leitwolf der deutschen Historiker, fordert, das Thema Hitler den Wissenschaftlern zu überlassen.

Der Zentralrat der Juden hat den Film "Mein Führer" des jüdischen Regisseurs Dani Levy als untragbar kritisiert. Generalsekretär Stephan Kramer nannte das Werk im „Tagesspiegel“ „oberflächlich, überflüssig und sogar gefährlich“. Er sagte: „Hitler war keine Witzfigur mit verkorkster Kindheit, er war nicht unzurechnungsfähig oder bloß ein Fall für den Therapeuten. Er verdient keine mildernden Umstände oder gar Mitleidsgefühle des Publikums“. Wer sich wirklich distanzieren wolle, brauche keine kollektive Entkrampfung durch eine deutsche Komödie.

Auch aus der katholischen Kirche kommt Kritik. Der Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Gebhard Fürst, sagte: „Nur die Opfer könnten uns das Recht zugestehen, über Hitler zu lachen.“ Angesichts des unsäglichen Leids von Millionen Menschen eigne sich die Schlüsselfigur eines Verbrecherregimes nicht als Witzfigur, sagte der Medienbischof. Dies sei eine Verharmlosung.

Der Historiker Hans-Ulrich Wehler hat dazu aufgerufen, das Thema Hitler der Wissenschaft zu überlassen. „Die Behandlung von Figuren wie Lenin, Stalin und Hitler ist besser bei Wissenschaftlern aufgehoben als in einer Persiflage“, betonte Wehler in Bielefeld. Der Film wolle vor allem angesichts der medialen Überfütterung mit NS-Stoffen unbedingt mit etwas Neuem faszinieren. „Aber die Nazi-Verbrechen sind Phänomene, die lassen sich nicht ins Bild übersetzen. In diese Lücke stößt eine solche Skandalnudel.“

Gegen die ausschließlich wissenschaftliche Behandlung spreche jedoch möglicherweise das Generationsargument, räumte Wehler ein. „Jüngere Menschen haben keine genaue Vorstellung davon, was ein Vernichtungskrieg bedeutet.“ Gegengewichte seien daher beispielsweise Dokumentationen oder große, seriöse Darstellungen, die zeigten „was Hitler über Deutschland und Europa gebracht hat“ – wie etwa „Schindlers Liste“ von Steven Spielberg.

Wehler kritisierte auch, dass TV-Entertainer Stefan Raab am Donnerstag in seiner bei Pro7 ausgestrahlten Comedy-Show „TV total“ mit Schneider und Regisseur Levy über die Film-Satire sprechen wird. „Wenn Hitler ins Lächerliche gezogen werden soll, genügt der eine Film ‚Der große Diktator‘ von Chaplin. Das ‚TV Total‘ zu überlassen, das widerstrebt mir mit jeder Faser.“

Am Dienstagabend hat der Film von Dani Levy in Essen seine Uraufführung erlebt. Die Mehrzahl des ausgewählten Publikums stand in Verbindung mit der Produktion und

applaudierte vor und nach der Vorführung. Mehrere an der Produktion unbeteiligte Zuschauer äußerten sich kritisch. Ab Donnerstag wird der Film bundesweit in den Kinos gezeigt.

WDR-Intendant Fritz Pleitgen als Mit-Produzent lobte die historische Bedeutung des Films. Der Chef der an der Finanzierung maßgeblich beteiligten NRW-Filmstiftung, Michael Schmid-Ospach, warf Kritikern des Films vor, eine Allianz der „Volks-Fürsorge“ eingegangen zu sein.

Hitler-Darsteller Helge Schneider, der sich zwischenzeitlich von dem Film als „zu profan“ distanzierte, schwieg am Abend auf der Bühne. Beim Betreten des traditionsreichen Kinos erklärte er: „Ich persönlich mag den Film nicht. Aber ich bin sicher, dass der Film was lostritt.“ Regisseur Levy, der während der Welturaufführung nicht mit im Kinosaal war, betonte, er habe den Film machen müssen.

Nach einer am Mittwoch veröffentlichten Umfrage des Magazins „Stern“ stößt der Film bei der Mehrheit der Bundesbürger auf Ablehnung. Der Umfrage zufolge lehnen 56 Prozent der Befragten die Hitler-Komödie ab. 35 Prozent halten das Filmprojekt für positiv, neun Prozent äußerten sich unentschieden. In den neuen Bundesländern wird eine Komödie über Hitler weitaus kritischer gesehen als in den alten Bundesländern. So sind 76 Prozent der ostdeutschen Bürger gegen den Film, in Westdeutschland lehnen ihn 53 Prozent ab.

<http://www.welt.de/data/2007/01/10/1172139.html>

10.01.07 Frankfurter Allgemeine Zeitung

Althen, Michael

Die wirklich plattesten Plattheiten. Dani Levys „Mein Führer“ soll eine Komödie sein, aber was ist, wenn keiner lacht?

10.01.07 Die Welt

Eckhard Fuhr

"Mein Führer" Kommentar: Die wahrste Wahrheit über Hitler und die Wissenschaft

Den originellsten Beitrag zur Darf-man-über-Hitler-lachen-Debatte hat jetzt der Historiker Hans-Ulrich Wehler geliefert. Er forderte kurz und knapp, man solle Hitler, wie auch Lenin und Stalin, der Wissenschaft überlassen.

Dort seien sie besser aufgehoben als in einer Persiflage. Was wäre Deutschland, Europa und der Welt erspart geblieben, kann man da nur noch seufzend hinzufügen, wenn man Hitler von Anfang an der Wissenschaft überlassen hätte und nicht Laien, die an ihn geglaubt und ihn gewählt haben und ihm schließlich bis in den Untergang gefolgt sind. Das ganze Unglück ist dadurch entstanden, dass die Leute von Hitler keine Ahnung hatten. Ein solches Gift gehört nun mal nur in die Hände von Fachleuten.

Dani Levy, der zitternd dem heutigen Kino-Start seiner Hitler-Satire „Mein Führer – die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler“ entgegen sah, weil er eine „Tsunamiwelle der Kritik“ erwartete, ist nicht Wissenschaftler, sondern Künstler und insofern per Profession Gott ähnlich. Ein Künstler schafft eigene Bilder- und Bedeutungswelten und muss sich dabei,

anders als der Wissenschaftler, noch nicht einmal an Regeln halten. Man kann, man muss aber nicht die Frage stellen, wie sich Levys Kunst-Hitler zum wirklichen Hitler verhält. Sie führt zu einem eher unersprießlichen Austausch moralischer Empfindungen. Für die einen ist es eine Verharmlosung, wenn ein Massenmörder als Witzfigur dargestellt wird, für die anderen zeigt sich gerade darin eine aufrechte Haltung gegen das Böse.

Spannender ist die Frage, wie sich Bilder zu Bildern verhalten. Filmkritiker können darüber streiten, ob Levy sich etwa mit Chaplin oder Lubitsch messen kann. Aber auch Historiker sind gut beraten, die Geschichte der Bilder und ihrer Wirkung als Teil der Wirklichkeit ernst zu nehmen. Historiker des Zeitalters der Massenbewegungen und Massenmedien zumal. Ihnen stellt sich im Falle Hitlers unausweichlich das Problem, dass ihr Gegenstand fast vollständig ein Produkt von Selbst- und Fremdszenierung und der authentische Rest eher uninteressant ist. Von Hitler reden, heißt, über Bilder und ihre Wirkung reden und zwar als Nach- wie als Rückwirkung. Die Hitlerbilder-Produktion ist nicht abgeschlossen. Levys „Mein Führer“ antwortet auf Hirschbiegels „Untergang“. Und so geht es weiter. Die „wahrste Wahrheit“ über Hitler kennt nur die Kunst.

<http://www.welt.de/data/2007/01/10/1172272.html>

10. 1. 2007 DER STANDARD

Bert Rebhandl

"Adolf Hitler? Hast du das denn nötig?"

"Mein Führer - Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler": Regisseur Dani Levy und Hauptdarsteller Helge Schneider im **STANDARD-Interview**

STANDARD: Dani Levy, Sie sind Schweizer, Berliner, Jude - wo entstand der Wunsch, eine Komödie über Adolf Hitler zu drehen?

Levy: Ich bin in einer vorbelasteten Familie aufgewachsen, die alles getan hat, um nicht über dieses Thema zu sprechen. Meine Mutter hat die ersten zwölf Jahre ihres Lebens in Berlin im Stadtteil Moabit gelebt und bis 1939 den Nationalsozialismus inklusive Reichskristallnacht und alles erlebt. 1939 ist sie mit ihrer Familie aus Deutschland rausgeschmuggelt worden. Bei uns zu Hause war das Thema aber so was von knallhart tabu, da wurde gar nicht darüber aufgeklärt, in keinsten Weise.

Unsere Schulerziehung in der Schweiz war relativ mickrig, was das Thema betraf, und was die Schweizer "Das Boot ist voll"-Mentalität betraf, sowieso. Da brauchte es dann schon einen Film, um das in den Blick zu rücken. In Deutschland, wohin ich Anfang der 80er-Jahre kam, ist es mir so vorgekommen, als wäre das in den letzten fünf, zehn Jahren noch einmal so was von hochgeschwappt, mit einem absoluten Overkill, mit einer Mehrfachverwertung des Materials. Ich wehre mich dagegen, nicht so sehr gegen die Information, aber ich verstehe den moralischen Auftrag da nicht mehr.

STANDARD: Bei Hitler sind der Fantasie viele Grenzen gesetzt. Wie kommt man da zu einer "wahrsten Wahrheit"?

Levy: Der Untertitel von Mein Führer hat natürlich durchaus selbstironische Züge, das schwingt sicher mit. Abgesehen von einer fiktionalen, märchenhaften Fabel fußt der Film aber auf einer ganzen Menge realistischer und auch historisch belegter Tatsachen.

Es gab tatsächlich einen Schauspiellehrer von Adolf Hitler, der hat mich inspiriert. Der zweite wichtige Impuls, mit dem es mir tatsächlich ernst war, waren die Ausführungen von Alice Miller über Hitlers Kindheit in Am Anfang war Erziehung. Es sind die Betrachtungen einer, wie ich finde, guten Psychologin. Sie ist ja für einen grenzenlosen Schutz des Kindes. Ihre These zur unbewussten Reproduktion von erlittenen Demütigungen und Qualen im Kindesalter hat sie in mehreren Fällen belegt. Das waren so die beiden inhaltlichen Impulse.

STANDARD: Der Schauspieler Adolf Grünbaum, im Film gespielt von Ulrich Mühe, versucht an einer Stelle, seinen Einfluss auf Hitler für die Befreiung des Lagers Sachsenhausen zu

nützen - dahinter steckt doch auch eine Fantasie in Analogie zu Steven Spielbergs "Schindlers Liste", der so etwas wie der kanonische Film über die Shoah geworden ist. Sie haben ihn damals kritisiert. Wie sehen Sie das heute?

Levy: Ich würde vielleicht ein bisschen mehr Respekt haben vor dem Können von Spielberg. Er ist für mich der größte Repräsentant Hollywoods, und Hollywood hat für mich diese eigene Überschätzung, dass alles darstellbar ist. Die haben auch ihr Verhältnis zur Lüge verloren. Weil: Film ist Lüge. Und Spielberg verkauft den Zuschauern die nachgebildete Realität als Wahrheit. Das halte ich für gefährlich, da bin ich politisch dagegen.

STANDARD: Wie sind Sie auf Helge Schneider als Adolf Hitler gekommen?

Schneider: Ich weiß, warum.

Levy: Moment, ich kann da schon was erzählen. Es war wirklich eine sehr intuitive und unerwartete Geschichte. Ich kannte auch Helges Filme nicht. Du bist komischerweise beim Schreiben bei mir reingekommen. Bei den Probeaufnahmen habe ich sofort gesehen, warum ich den Kerl haben wollte. Ich hatte das Gefühl, er muss das nicht unbedingt machen, er nimmt das eher wie ein lässiger Jazzler.

Schneider: Ich hätte beinahe abgesagt, weil ich mir dachte: Haare ab? Nee. Aber im Ernst. Eine Freundin hat mich gefragt: "Adolf Hitler? Hast du das denn nötig?"

STANDARD: Die Frage drängt sich tatsächlich auf.

Schneider: Aus dem Grund habe ich es aber gemacht! Weil ich es nötig hab'. Und wenn alle so tun, als hätte ich es nicht nötig, tue ich so, als hätte ich es nötig.

STANDARD: Ist Adolf Hitler für einen Komiker nicht wie eine zu leichte Aufgabe? Jeder Karnevalsredner kann Hitler parodieren. Gibt es dahinter noch eine Wahrheit?

Schneider: Aber ja, wenn ich spiele, tauche ich in diese Figur ein, in die Tiefe von Adolf Hitler oder Räuber Hotzenplotz. Das ist für mich die Wahrheit - das Gefühl, die Tiefe, das Menschliche, das beinhaltet Gut und Böse, Links und Rechts, die ganzen Sachen. Ich habe gar nicht drauf geachtet, was der sagt oder wo er hingehet - ich bin in dem Moment einfach die Tiefe, und das ist die Wahrheit. Wenn der Film kontrovers diskutiert wird, dann ist das auch die Wahrheit.

STANDARD: Was haben Sie in der Schule über Hitler gelernt?

Schneider: Was die Lehrer versucht haben, zu vertuschen, weiß ich nicht mehr. Ich bin mit vierzehn Jahren von der Schule geflogen, ich habe über die Nazizeit kein einziges Wort gehört. In den 60er-Jahren war das nicht so salonfähig, wir hatten in Geschichte nicht die Nazizeit - die Etrusker und Cherusker, das hatten wir. Wir mussten viel über Cicero lernen und Cäsar, oder über Kikero und Käsar. In der Musik haben wir Der Freischütz aufgeführt.

STANDARD: Wer Ihre eigenen Filme kennt, weiß, dass Sie mit dem deutschen Kino so gut wie nichts zu schaffen haben. Wussten Sie von Dani Levy?

Schneider: Ich kannte Danis ersten Film, wie heißt denn der noch, wo du selber so Saxofon gespielt hast, der war schwarz-weiß, glaube ich ...

Levy: Du mich auch.

Schneider: Genau. Da steht die Mauer noch, Altsaxofon, bisschen so melancholisch, lustig, heiter, tiefer ein bisschen. Den kannte ich. Ansonsten habe ich gesehen: fast alle Dick und Doof-Filme, und ich habe gesehen: Leichen pflastern seinen Weg.

Deutsche Filme haben mich nie so bewegt. Der Untergang habe ich gesehen. Ich war im Kino. War der Einzige, der gelacht hat im Kino. Ich habe den Film, glaube ich, verstanden.

STANDARD: Weil Sie gelacht haben.

Schneider: Weil ich gelacht habe.

STANDARD: Dann wurde der Film aber überwiegend missverstanden.

Levy: Ich musste auch lachen an ein paar Stellen. Weil ich die versuchte Ernsthaftigkeit so rührend fand. Ich fand ihn ja auch gut, und es war gar nicht so, dass ich ihn durchgehend daneben fand, aber dieser Bierernst, der sich so versklavt an die Realitätshörigkeit, ist einfach grotesk. Ich glaube, dass die ungewollte Nähe zu Hitler die Leute vielleicht extrem verunsichert.

Schneider: Das ist ein ganz normaler Prozess, dass Leute verunsichert werden, wenn sie sehen, das ist ein Mensch und keine Karikatur. Am meisten Spaß gemacht hat mir immer, wenn der Führer sich total aufgeregt hat. Nicht nur, weil ich da so losdonnern konnte, sondern weil das so total kläglich ist. Das kann ich auch gut. Ich kann mich sehr gut aufregen aus Spaß. Diese unheimliche Ernsthaftigkeit, die kennen wir ja aus den vielen Aufnahmen von ihm. Wenn heute jetzt so einer käme, der würde das ja in einer anderen Verkleidung machen. Es ist immer ein "Guter-Onkel-System". Wenn er das Böse gemacht hat, hat er ja gar nicht gedacht, dass er das Böse macht: Er hat nur gedacht, wir müssen die und die ausmerzen, das und das machen, damit wir mehr Platz haben im Osten, das ist unabänderlich.

Ich kann eine kurze Anekdote erzählen. Gestern mache ich das Fernsehen an, sehe da einen Mann, der mit seinem Yorkshire durch den Treptower Park geht, ohne Leine. Kommen zwei so Security-Leute und weisen ihn an: He, der Hund muss an die Leine. Der Männeken geht weiter, die Leute rennen ihm nach, holen die Polizei, dann geht alles ganz schnell, Pfefferspray für den Hund, Handschellen für den Mann. Unser Film wird sicher nicht die Frage beantworten, warum dieser Mann verhaftet wurde.

STANDARD: Helge Schneider wäre bereit, Hitler in Serie gehen zu lassen. Für Dani Levy ist jetzt erstmal Schluss damit. Wer setzt sich durch?

Schneider: Ich habe Hitler doch schon in Serie gehen lassen. Ich habe ihn ja schon einmal gespielt in diesem Film von Christoph Schlingensiefel, den hatte ich vergessen. Menü total heißt der, da spiele ich Hitler als kleiner Junge. Das war ein Schwarz-Weiß-Film, ganz grobkörnig, aber der ist ja auch in Chicago gelaufen. Ich habe da noch eine Schlagzeile über mich zu Hause: "Deutscher Schauspieler - Mittelding zwischen Robert Redford und ... - wem noch mal? Habe ich jetzt vergessen."

<http://derstandard.at/?url=/?id=2721300>

10.01.07 Märkische Allgemeine Zeitung S. 8

Lars Grote

Hitler zum Heulen. Levys "Mein Führer"

10.1.07 die tageszeitung S. 15

Cristina Nord

Ein schüchterner Film. Die Konstruktion von "Mein Führer. Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler" ist derart fantastisch, dass sie sich nur in vollkommener Bedenkenlosigkeit realisieren kann. Doch Dani Levy knüpft ein Sicherheitsnetz, das dann genau nicht trägt

Stellen Sie sich vor, das meiste, was Sie bisher über Dani Levys neuen Film gehört haben, entspräche nur halb der Wahrheit. Stellen Sie sich vor, "Mein Führer" rückte gar nicht Adolf Hitler in den Mittelpunkt, sondern einen jüdischen Professor für Schauspielkunst. Dann wäre "Mein Führer. Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler" keine Komödie über den Diktator. Als solche scheitert sie ohnehin an ihrem zahnlosen Humor. Stattdessen wäre der Film eine Tragikomödie, und ihr Held wäre Adolf Grünbaum, der Schauspielprofessor. Und dessen Geschichte geht so: Grünbaum (Ulrich Mühe) wird auf Goebbels' Geheiß aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen geholt, auf dass er Hitler mit den Mitteln moderner Schauspieltechnik für die Neujahrsansprache am 1. Januar 1945 präpariere. Hitler (Helge Schneider) hat das bitter nötig. Als Grünbaum ihm zum ersten Mal begegnet, steht er im hintersten Winkel eines viel zu großen Saales, verloren in der Totalen, und sagt mit erstickter Stimme: "Heilen Sie mich."

Es braucht nicht viel Scharfsinn, um in Levys Arrangement eine Ermächtigungsfantasie zu vermuten, einen in die Vergangenheit projizierten Wunschtraum, der den tatsächlichen Gang der Geschichte zugunsten einer weniger hässlichen Alternative suspendierte. Denn souverän ist hier das potenzielle Opfer Adolf Grünbaum, während der Mächtige zum krächzenden Häufchen Elend schrumpft. Grünbaum gibt den Ton an, Hitler ergeht sich in Erinnerungen an seine schlimme Kindheit. Hitler mag prahlerisch in die Luft boxen, aber ein einziger Hieb Grünbaums streckt den Diktator zu Boden. Damit verkehrt Levy nicht nur die Rollen, er schafft auch eine aberwitzige Ausgangsbasis für seinen Film - aberwitzig, weil er von etwas komplett Irrealem träumt, nämlich von einem nachträglichen Eingriff in die Zeitläufte. "Mein Führer" behauptet: Es hätte anders sein können. Es hätte sein können, dass ein KZ-Häftling Zugang zu Hitler erhält. Und weil dieser KZ-Häftling nicht auf den Kopf gefallen wäre, hätte er nach einer Form des Widerstands gesucht, bei dem er das Heilen des Faschisten inszeniert und dabei das Zerstören des Faschisten vollzogen hätte.

Dazu passt der Satz Kurt Tucholskys, der dem Film vorangestellt ist: "Küsst die Faschisten, wo ihr sie trefft." Küssen, um zu schlagen, die freundliche Geste in einen Hieb verwandeln, sich anschmiegen, um den Faschismus abzustellen. Nicht zufällig nennt sich der Film im Untertitel "Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler". So viel "wirklich", so viel "wahr", noch dazu im Superlativ: Das kann nur bedeuten, dass die Behauptung von Wahrheit sich selbst ausstreicht und wir uns in einer Fiktion bewegen. "Meine Geschichte ist so wahr", sagt Grünbaum zu Beginn von "Mein Führer", indem er direkt in die Kamera spricht, "dass sie vielleicht nie in ein Geschichtsbuch kommt." Weil Grünbaums (beziehungsweise Levys) Geschichte von einem unmöglichen Begehren handelt, findet sie ihren Platz in der Kino-Imagination, nicht in den Texten der Historiker. Und das ist, allen offensichtlichen Schwächen des Filmes zum Trotz, eine ernst zu nehmende Positionierung.

Es ist zudem eine Positionierung, die in der Filmgeschichte Vorbilder hat. Levy bedankt sich im Abspann von "Mein Führer" bei Roberto Benigni. Wenn Levys Ermächtigungsfantasie darin besteht, Hitler auszuknocken, dann träumt Benignis Tragikomödie "Das Leben ist schön" (1997) davon, dass sich die schreckliche Realität eines Konzentrationslagers aufheben lasse, sobald der Protagonist so tut, als existiere diese Realität gar nicht. Dank einer übermenschlichen Imaginations- und Verstellungsleistung ist das Lager bei Benigni ein Abenteuerspielplatz. Für den Adressaten dieser Inszenierung - das Kind - geht das gut, für den Regisseur der Inszenierung, den von Benigni gespielten Vater, nicht. Ein Happy End gibt es dennoch, es verleiht dem Film unglücklicherweise eine so süßliche Note, dass man versucht ist, ihn gar nicht erst ernst zu nehmen. Womit man ihm nicht ganz gerecht wird.

Auch der rumänische Filmemacher Radu Mihaileanu hat das Genre der Tragikomödie gewählt, um vom Nationalsozialismus zu erzählen. In "Zug des Lebens" (1998) beschließen die Bewohner eines Stetls irgendwo in Osteuropa, sich selbst zu deportieren. Die einen verkleiden sich als Nazis, die anderen geben die Häftlinge, man besorgt sich einen Zug, los geht die Reise - immer weiter gen Osten, an allen Konzentrationslagern vorbei, bis auf die andere Seite der Frontlinie.

Dem Aufbruch voraus gehen aufgeregte Debatten darüber, was in den Lagern geschieht. Die Bewohner des Stetls sind sich uneinig. Treffen die Gerüchte, es handele sich um Stätten der Vernichtung, zu, oder sind sie ein Gespinst? Die, die den Gerüchten keinen Glauben schenken, scheinen die Vernunft auf ihrer Seite zu haben. Denn etwas so Monströses wie ein Vernichtungslager kann es gar nicht geben; es liegt zu weit jenseits der Vorstellungskraft, als dass es tatsächlich existieren könnte. Vor diesem Hintergrund gewinnt auch Benignis Film, seiner Sentimentalität zum Trotz, Relevanz. Indem er noch im Lager dessen grausame Natur leugnet, berührt er eine wesentliche Frage.

Wie unreal wirkte der Holocaust, obwohl er real passierte, obwohl er täglich Tausende von Toten forderte, obwohl er einer groß angelegten Infrastruktur bedurfte? Die US-

amerikanische Literaturwissenschaftlerin Shoshana Felman schreibt, zur *Conditio sine qua non* des Holocaust gehöre, dass seine Opfer das Ausmaß der Verbrechen nicht wahrhaben konnten und dass die Nazis alles taten, damit dies so bliebe. Die europäischen Juden vernahmen Gerüchte, doch überstiegen diese Gerüchte die Vorstellungskraft in einem solchen Maße, dass sie ihnen kein Gehör schenkten und sich deportieren ließen. Das bedeutet: Je unwirklicher der Holocaust erschien, umso wirklicher konnte er werden.

In "Zug des Lebens" setzen sich die durch, die den Gerüchten glauben. Während sie unterwegs sind, klagen die, die die Häftlinge spielen, dass die Nazi-Darsteller sich selbst wie Nazis verhalten. Die wiederum argumentieren, sie müssten dies der Glaubwürdigkeit halber tun. Hochspannend und zugleich hochkomisch sind die Szenen, in denen die falschen Nazis den echten Nazis begegnen und fürchten, dass ihr Schwindel auffliegt. Aber bis zur allerletzten Minute des Filmes, bis zur entscheidenden Peripetie geht alles gut. Wie in "Mein Führer" scheitert die Fantasie in "Zug des Lebens" an den Tatsachen. Alles andere wäre vermessen. Nach 1945 lässt sich kein Film drehen, der ernsthaft als Realität behauptet, wonach der auf die Vergangenheit projizierte Wunsch sich sehnt.

Ernst Lubitsch kannte das Ausmaß der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik nicht, als er 1942 "To be or not to be" drehte, deswegen kann seine Komödie ein gutes Ende nehmen. Eine Warschauer Schauspieltruppe probt im Sommer 1939 ein Anti-Nazi-Stück. Es wird auf Veranlassung der Regierung hin abgesetzt. Nach Kriegsbeginn gehen die Schauspieler in den Untergrund. Sie werden in einen Spionagefall verwickelt. Die Nazi-Uniformen aus dem Kostümfundus kommen ihnen dabei zugute. Für den angeblichen Widerstandskämpfer Siletzki, der aus London anreist, in Wirklichkeit aber ein Agent der Deutschen ist, inszenieren sie ein Gestapo-Hauptquartier und bringen sich dabei in den Besitz geheimer Dokumente. Am Ende gelingt ihnen kollektiv die Flucht, weil der Darsteller, der Hitler im Anti-Nazi-Stück geben sollte, das Flugzeug des echten Hitler kapert. "To be or not to be" ist ein Film, der sich dem Traum verschreibt, durch List, durch Verkleidung, durch Verstellung die Verbrechen des Nationalsozialismus aufhalten oder gar unterbinden zu können.

Voraussetzung dafür ist Mimikry. Wo man militärisch unterlegen ist, muss man, um der Nazis Herr zu werden, selbst zum Nazi werden - wenn auch nur temporär und zum Schein. Wie die Stetl-Bewohner in "Zug des Lebens", die sich in SS-Männer verwandeln, wie Charles Chaplin in "Der große Diktator" (1940), wie die holländische Jüdin Rachel (Carice van Houten) in Paul Verhoevens "Schwarzbuch" (2006) - sie alle müssen falsche Nazis werden, um die echten Nazis kaltzustellen.

Adolf Grünbaum widerfährt Ähnliches. Nicht genug damit, dass er den Vornamen mit Hitler teilt. In einer Szene redet der ihn mit "Mein Führer" an, und als er am Tag der Neujahrsansprache an einem Fenster lehnt und seine Frau ihm von der Straße aus zuruft, stimmt die Masse begeistert ein: "Adolf, Adolf, Adolf!" jubelt sie Grünbaum zu. Am Ende, als Hitler die entscheidende Rede halten soll, seine Stimme aber nicht mehr als ein heiseres Krächzen ist, spricht Grünbaum an Hitlers Stelle aus einem Versteck heraus. Er küsst den Faschisten nicht nur, wo er ihn trifft. Er spielt den Faschisten auch, wo es ihm hilft.

Mit diesem Programm grenzt sich Levy von den fragwürdigen, aber mittlerweile akzeptierten Versuchen ab, Tätergeschichten mit den Mitteln des Illusionskinos zu erzählen. Genauso wenig wählt er die sichere Bank der Opferperspektive, wie sie zum Beispiel Volker Schlöndorffs "Der neunte Tag" (2003/ 2004) oder Joseph Vilsmaiers "Der letzte Zug" (2005/2006) bestimmt. An formaler Radikalität und kühler Täter-Analyse, wie sie etwa Romuald Karmakars Filmessay "Das Himmler-Projekt" (1999/ 2000) eignet, ist er auch nicht interessiert - dafür gilt sein Blick zu sehr dem großen Publikum. Er beansprucht stattdessen die Position, in Deutschland einen Film zu drehen, der sich dem Wunsch verschreibt, Hitler zu schlagen. Levy verlangt vom Publikum, diesen Wunsch zu teilen, und das ist ein

sympathischer Anspruch. Wer sich lieber wohligh schauernd im Morast des Führerbunkers suhlt, der wird "Mein Führer" wenig abgewinnen.

Schade nur, dass die Rechnung nicht ganz aufgeht. Denn Levys Ermächtigungsfantasie setzt sich selbst enge Grenzen. Adolf Grünbaum schlägt Hitler zwar k.o., doch viel weiter geht er nicht. "Mein Führer" verzichtet auf den süßen Augenblick des Triumphes über die Nazis, auf das, was die Gräuel post festum, im flirrenden Irrealis der Fiktion, wenigstens temporär überwände - nicht um die Gräuel zu leugnen, sondern um in der Fiktion den Raum des Widerstands zu öffnen. Levy täuscht diesen Raum an, wagt aber nicht, ihn zu füllen - ganz so, als habe ihn auf halbem Weg der Mut verlassen. "Mein Führer" ist deshalb ein schüchterner Film. Noch in der Fantasie knüpft er sich ein Sicherheitsnetz.

"Mein Führer. Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler", Regie: Dani Levy. Mit Helge Schneider, Ulrich Mühe u. a., Deutschland 2006, 90 Min.

<http://www.taz.de/pt/2007/01/10/a0170.1/text>

09.01.07 Spiegel

Daniel Haas

Der Gröfazke

Kein guter Onkel vom Berghof, kein fanatischer Redner, kein Monster - aber auch kein Untergang mit Katzeklo-Klamauk. Vielleicht ist "Mein Führer" gerade deshalb den Deutschen so ungeheuer. Dabei ist Daniel Levy ein exzellenter Film gelungen, meint Daniel Haas.

Bei Charlie Chaplin tänzelte Hitler noch mit Weltkugel im Arm durchs Zimmer. In "Der große Diktator" war die Erde zum Spielball geworden, ein Luftballon, mit dem man jede Menge irren Spaß haben konnte. Bei Dani Levy ist der Globus eine überdimensionierte Hausapotheke: Klappt man ihn auf, kommt ein Medikamenten-Arsenal zum Vorschein, das nicht in das Büro eines Regierungschefs, sondern in die Psychiatrie gehört.

Es sind diese Formen der Bezugnahme, die "Mein Führer" zu einem exzellenten Film machen. Der "Alles auf Zucker"-Regisseur weiß, dass es keine unschuldige Art gibt, eine Farce über Adolf Hitler zu drehen. Jede Komödie steht heute in der Schuld von Chaplin oder Ernst Lubitsch ("Sein oder Nichtsein"). Ein naiver Blick ist weder auf den Nationalsozialismus noch auf die Filme über die Nazizeit möglich.

Insofern ist "Mein Führer" nicht nur ein Film über Hitler (Helge Schneider) und seinen Schauspiellehrer Adolf Grünberg (Ulrich Mühe), sondern auch über die Art, wie wir mit den Bildern des braunen Terrors umgehen. So wichtig die Dokumentationen und dokumentarisch gestützten Filme über das Naziregime sind, ihre visuelle Sprache hat sich zur Routine verfestigt. Er könne Hitler als guten Onkel auf dem Berghof oder als die Massen begeisternden Redner nicht mehr sehen, sagt Levy im Interview mit SPIEGEL ONLINE - genau dieses Unbehagen an der deutschen Filmkultur schlägt in seinem Film als tragikomisches Verfahren durch.

Eine Komödie mit schnellen Gags und scharfen Pointen ist "Mein Führer" nicht geworden. Der aggressive, die Nazis als Knallchargen demontierende Witz ist Levys Sache nicht. Sein Humor ist melancholisch, nicht agitatorisch. Wer eine Lachnummer erwartet, einen "Untergang" mit Katzeklo-Klamauk, wird enttäuscht. Stattdessen spiegelt Levy zwei deutsche Schicksale im Medium der Kunst und wagt etwas Unerhörtes: ein Psychodrama zum Fall Hitler.

Der Begriff muss im therapeutischen Sinne verstanden werden. Der Schauspielprofessor Grünberg, den Goebbels (Sylvester Groth) samt Familie aus dem Lager Sachsenhausen holen lässt, soll zwar Hitlers Rhetorik verschärfen, sein tatsächliches Mandat jedoch sieht anders aus: "Heilen Sie mich!", fleht der Diktator schon vor der ersten Sitzung. "Ich bin ein Krisenfall."

Geht es nach Goebbels, steht die psychologische Mobilmachung des Führers auf dem Plan, man schreibt das Jahr 1945, Berlin ist zerstört, das Regime am Ende, nur eine flammende Rede, so das Kalkül des Propagandaministers, kann die Deutschen wieder begeistern. Doch weil das Ich nicht der Herr im Haus ist, gerät der Unterricht zur Seelenkunde: Nicht den alten Hass gegen die Juden, sondern eine neues Verständnis der eigenen Geschichte verschafft der jüdische dem arischen Adolf.

Dani Levy hat die Thesen der Analytikerin Alice Miller zur dramaturgischen Grundlage seiner Hitler-Exegese gemacht - nicht gerade ein differenziertes Modell und als historisches Deutungsmuster äußerst fragwürdig. Hitlers Destruktivität aus dem Drama des Kindes herzuleiten: dieser Reduktionismus wäre naiv bis an die Grenze zur Obszönität, würden ihn nicht die Bilder, die Levy für sein Szenario findet, immer wieder durchkreuzen.

So sehen wir keinen Guido Knoppschen Naturalismus, keine spielbergsche Eleganz. Levys Führer ist ein Gröfaztke, dessen Maske keine Minute lang Zweifel darüber aufkommen lässt, dass sich hinter ihr nicht das Wesen Hitlers, sondern die Visage Helge Schneiders befindet. So wie Goebbels Berlin für den großen Auftritt als Pappkulisse für die Medien herrichten lässt, so ist Levys Film selbst ein potemkinsches Dorf. Nicht Hitler, sondern Helge Schneiders Demontage eines deutschen Mythos ist zu besichtigen.

Wenn es überhaupt etwas Wesentliches über den "Führer" zu erfahren gibt, dann nur in dieser Brechung. Sie behauptet, anders als die Dokufiction, nicht die Möglichkeit der Zeitgenossenschaft, nicht die Kompetenz einer Erklärung, sondern erzwingt eine peinliche Nähe zu jener Figur, die selbst in ihren krassesten Verteufelungen Respektsperson geblieben ist. Hier jedoch wird sie dekonstruiert: Hitler, ein brutaler Kindskopf, der das wirtschaftliche, kulturelle und politische Begehren einer Nation auf sich vereinigen konnte; ein perverser Einzelfall und zugleich Symptomträger seiner Zeit.

"Mein Führer" erzählt also gerade nicht, wie der Untertitel ankündigt, die "wahrste Wahrheit über Adolf Hitler". Er ist die furiose Lüge über die Möglichkeit der Heilung eines Tyrannen und seiner Mitläufer, ein politisches Märchen über den Mut des Einzelnen, Prinzipien der Humanität über Personen und ihre Verbrechen zu stellen. Denn Adolf Grünbaum kann Hitler nicht ermorden, obwohl seine Frau (Adriana Altaras) und seine Kinder darauf drängen. Am Ende hält er sogar selbst die Rede. In der Tribüne versteckt, spricht er für den durch Krankheit sprachlos gewordenen Diktator.

Wenn Hitler immer wieder durch ein Loch im Pult auf Grünbaum herabblickt, dann ist Einsicht zu einem erschreckend konsequenten Bild geworden. Der verfolgte Jude als zweites Ich, das zur Sprache kommen will.

<http://www.spiegel.de/kultur/kino/0,1518,458278,00.html>

09.01.07 Süddeutsche Zeitung

(dpa)

Der komische Führer. Kritik an Hitler-Satire

Darf man über Hitler lachen? Dani Levys Komödie "Mein Führer" hat eine öffentliche Kontroverse ausgelöst. Jetzt kritisieren der Zentralrat der Juden und der Dramatiker Rolf Hochhuth die Machart des Films.

Am Tag der Uraufführung der Hitler-Satire "Mein Führer" in Essen hat sich die Kritik an Dani Levys Komödie mit Helge Schneider in der Hauptrolle zugespitzt. In dem Film werde bagatellisiert, verharmlost und verniedlicht, sagte der Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dieter Graumann, dem Stadtmagazin "Journal Frankfurt".

"Ich komme selbst aus einer Holocaust-Familie. Daher habe ich schlimme Bauchschmerzen, wenn man das Thema Hitler und Holocaust zur Komödie macht", sagte Graumann. "Hier kann ich einfach nicht mitlachen, denn jedes Lachen würde mir sofort im Hals stecken bleiben."

Zahlreiche Kulturvertreter hatten im Vorfeld das Konzept von Regisseur Levy kritisiert, über Hitler eine Komödie zu drehen. Damit würden die Verbrechen der Nationalsozialisten womöglich verharmlost, hieß es vielfach. So sagte die Initiatorin des Berliner Holocaust Mahnmals, Lea Rosh, Levys Film verniedliche das Grauen.

Auch der Autor Rolf Hochhuth ("Der Stellvertreter") übte Kritik an dem Film von Regisseur Dani Levy. Er bezeichnete "Mein Führer" als eine "Verklärung" Adolf Hitlers und seiner Zeit.

Es sei "unerklärlich, wie ein Mann, der selbst Jude ist, so eine Geschichtsfälschung ins Kino bringen kann", sagte Hochhuth vor der Uraufführung seiner eigenen NS-Tragikomödie "Heil Hitler!" in Berlin. Sein eigenes Stück beschrieb Hochhuth hingegen als "groteske, ironische und humoristische Aufarbeitung von Geschichte."

Hitler als Schwächling

In Levys Komödie spielt Ulrich Mühe („Das Leben der Anderen“) den jüdischen Schauspieler Adolf Grünbaum, der Hitler auf eine Neujahrsrede zum Jahreswechsel 1944/45 vorbereiten soll. In zahlreichen Unterrichtsstunden enttarnt der Schauspieler den Diktator als einen vom Vater geschlagenen und zurückgewiesenen Schwächling, der beim deutschen Volk nach Anerkennung sucht.

Zur Uraufführung im Essener Traditionskino "Lichtburg" am Dienstagabend haben sich zahlreiche deutsche Filmstars angekündigt. Auf dem roten Teppich werden unter anderem Regisseur Dani Levy ("Alles auf Zucker"), der Schauspieler und Regisseur Klaus Maria Brandauer sowie die Schauspieler Jan Josef Liefers, Ulrike Folkerts, Christiane Paul und Katja Riemann erwartet. Riemann spielt im Film die Rolle der Eva Braun. "Mein Führer" startet am Donnerstag bundesweit mit 250 Kopien.

<http://www.sueddeutsche.de/kultur/artikel/472/97375/>

09.01.07 Frankfurter Rundschau

Daniel Kothenschulte

Lachen gegen den wohligen Schauer

Darf man lachen über Hitler? Fangen wir an mit einer leichteren Übung. Lachen wir doch einmal über Bruno Ganz. Er war das scheinbar untadelige Element am Eichingerfilm Der Untergang. Aus einem winzigen Tondokument aus dem Privatleben des Diktators entwickelte der Schauspieler eine gefeierte Performance. Oder war das monumentale Gemurmel in all seinem Anspruch, die Banalität des Schreckens zu repräsentieren, vielleicht

nicht doch selbst eine Banalität? Eines hat sich seit den finstersten Zeiten nicht geändert: Manchmal braucht man einen Parodisten, um hinter die Kulisse einer erfolgreichen Performance zu blicken. Und ein Element des Lächerlichen gerade in der vermeintlichen Perfektion auszumachen.

Helge Schneider, der mit seiner Darstellung der Hauptrolle Dani Levys Film Mein Führer in ähnlicher Weise überragt wie Ganz den Untergang, spielt gar nicht den Hitler. Er spielt Bruno Ganz. Und Dani Levys Film spielt zwar in Nazi-Deutschland, aber der Spuk, den er verspottet, ist noch lange nicht vorüber. Es ist der gegenwärtige mediale Wahn, aus beliebig aufbereiteten Archivschätzen und Nachstellungen die Hitlerzeit lebendig werden lassen zu wollen - wie auf denselben Kanälen die Römer- oder Mayazeit.

Melange berühmter Anti-Nazi-Filme

So wie Guido Knopp in seinen Hitler-Dokumentationen zwischen Archivbildern auch frisch geputzte Knobelbecher zu dröhnenden Soundeffekten aufmarschieren lässt, schickt Levy Nazistiefel über glänzende Parkettböden. Und seine imposanten Kulissen übertrumpfen den Pomp des Eichingerfilms, wo sie können: Wenn sich die Himmel über der Speer-Architektur malerisch verfinstern oder über Hitlers Bett ein überdimensionierter Naziadler wacht, dann versteht man, was Levy so furchtbar ärgern muss: Filme über das Dritte Reich, die sich ihrer wohlig-voyeuristischen Aufnahme derart sicher sind, dass sie wie barocke Pralinenschachteln daher kommen. Nein, das Lachen über Hitler muss man weit weniger fürchten als den wohligen Schauer. Man glaubt dem Regisseur gern, dass er sich bereits seit vielen Jahren mit dem Thema beschäftigt. Aber erst in der Auseinandersetzung mit dem Untergang findet er zu seiner verblüffenden Form. Mein Führer ist einer jener Filme, die man sich nicht vorstellen kann, bevor man sie gesehen hat.

Das Drehbuch, diese erweiterte Melange aus den beiden berühmtesten Anti-Nazi-Filmen Hollywoods, Der große Diktator und Sein oder Nichtsein, steckt für sich genommen voller schier unlösbarer Probleme. Die Grundidee ist brillant: Eine große, aufrüstende Hitlerrede ist geplant für das letzte Aufgebot - "Deutsche, es ist aus. Die Finsternis wird kommen und uns erwärmen!" Um den kraftlosen Diktator aber wieder in Form zu bringen, holt Goebbels den besten Schauspiellehrer, der sich finden lässt, aus dem KZ, den Juden Grünbaum. Dessen psychologische Methode weicht Hitler vollkommen auf; er wird geradezu süchtig nach dem unverhofften Verständnis und begreift sich als Missbrauchsopfer eines autoritären Vaters.

Mit seiner psychologischen Sicht auf Hitler ist es Levy vollkommen ernst. Er hat sich von Texten der Psychologin Alice Miller, die Hitlers verkorkste Kindheit aufs Tapet brachte, zu diesem Stoff inspirieren lassen. Darin liegt für ihn tatsächlich ein Schlüssel zum Verständnis dieser historischen Figur. Und es ist ihm ernst, sich mit seiner Warnung vor falschen Autoritäten didaktisch an ein junges Publikum zu wenden. Um dieses Ziel zu erreichen, hat er sogar in Kauf genommen, sich von seiner ursprünglichen Konzeption zu entfernen.

Von der verstörenden Widersprüchlichkeit jener Fassung, die Helge Schneider gelesen und gespielt hat, ist offenbar nicht mehr viel übrig. Im Vergleich zum Drehbuch ist der Film, der diesen Donnerstag ins Kino kommt, in ungleich leichterem Ton gehalten - hatte doch zunächst nicht die sympathische Figur des von Ulrich Mühe gespielten Grünbaum erzählerisch in das Geschehen eingeführt. Es war die "uralte Stimme" des 116-jährigen Hitler, die sich mit einer Rechtfertigungsrede an die potenziellen NPD-Wähler von heute wandte: "Ich habe akzeptiert, was ich dem Deutschen Reich angetan habe, und dem ganzen Europa und der ganzen Welt", beginnt er da in heiserem Pathos. "Und ich fühle tiefe Trauer." Auf das Testpublikum muss das derart gespenstisch gewirkt haben, dass sich Levy - zum Missfallen Schneiders - entschloss, den Film vollkommen umzuarbeiten und weit

zugänglicher zu gestalten. Diese beklemmende Perspektive ist nun getilgt - und das ist geschmacklich die richtige Entscheidung.

Einige dieser düsteren Momente aber sind noch erhalten: Man hält den Atem an, wenn Grünbaum zu Beginn in den KZ-Duschraum geführt wird, wo jedoch kein Gas aus den Rohren kommt, sondern dem Mann lediglich ein Stück Seife auf den Kopf geworfen wird. Das ist nicht lustig, sondern es schmerzt. Vermutlich soll diese Szene bedeuten: Auch die Gasdusche ist in der Vermittlung des Holocaust zu einem abgenutzten Klischee verkommen. Aber sind Witze über dieses Thema nicht die Domäne der Neonazis? Es gab eine Zeit, da verlor der Komiker Ilja Richter beim selben Kölner Sender, der diesen Film koproduzierte (wie übrigens auch den Untergang), seinen Job, weil er Willy Brandts Kniefall in Warschau in eine Slapsticknummer verwandelt hatte. Wenn das schon ein Tabu gewesen ist, was soll man dann von Gags über Gaskammern halten? Aber auch wenn sich Levy diese Szene besser verkniffen hätte, muss man sie erst gesehen haben, bevor man sie abschließend beurteilt. Sie ist in einer Härte und Schärfe inszeniert, dass es totenstill bleibt im Publikum. Albernheit ist etwas anderes.

Die Musikalität der Hitlersprache

Ihren überraschend leichten Ton entwickelt die Komödie erst später, in den Szenen mit Helge Schneider. Sein musikalisches Gefühl für Sprache zieht eine völlig neue Ebene in diesen Film ein. Wenn Schneider das blumige Pathos der Hitlersprache mal deklamiert, mal vernuschelt, erreicht er den größtmöglichen Bruch zum Supernaturalismus der Kulisse. Sätze, die auf dem Papier platt und eindimensional wirken, klingen plötzlich ganz anders. "Man hält mich für lächerlich genug, in einer Kulisse herumzulaufen", ereifert sich der Führer gerade noch in einem Moment seltener Selbsterkenntnis, um dann stolz sein schauspielerisches Talent zu preisen: "Wie war das? Das Dramatische liegt mir mehr wie das Komödiantische." Seine beste Performance gibt Schneider in einer Hommage an das ureigene Unterhaltungsgenre jener Zeit, die von den Nazis kastrierte Filmoperette. Zu den Bildern der Amateurfilme Eva Brauns strapaziert Hitler singend die Hammondorgel. So hat man die naive Liebe dieses Menschen zum Hausbackenen und Sentimentalen in der Kunst noch nie gesehen. Man muss dieses Bild nur einmal mit seinem Gegenstück, der muffigen Kunstbetrachtung im Untergang, vergleichen, wenn einmal vor einer Breker-artigen Skulptur Andacht gehalten wird.

Von verwegener Großartigkeit ist schließlich jene Sequenz, in der Hitler, von Schlaflosigkeit gequält, ins Bett der jüdischen Familie kriecht. Grünbaums Frau hat ihn dazu aufgefordert, was Levy zum Anlass nimmt, das philosemitische Klischee der herzigen jüdischen Mutter anzugehen. Wieder hält man vor der Ungeheuerlichkeit den Atem an - bis die Frau plötzlich unvermittelt zur Waffe greift. Die sich daraus ergebende Diskussion mit ihrem Mann über die Legitimität des Tyrannenmordes führt mit leichter Hand zu einem Kernthema politischer Ethik. Kunstvoller kann man das kaum verpacken. Wenn ein Film derartige Momente enthält, kann er kaum misslungen sein.

Heilsamer Spott und Warnung

Zum Meisterwerk aber fehlt ihm dennoch ein gutes Stück. Es gelingt Levy nicht, die reizvolle Absurdität seiner Geschichte zu einem sinnvollen Ende zu bringen. Am Schluss, die Hitlerrede nimmt unter Grünbaums Regie einen gegenläufigen Verlauf, sind wir ganz beim Vorbild des Großen Diktator und seiner berühmten Schlussansprache angekommen. Aber Charles Chaplin war nun wirklich der letzte Künstler, der Komik und ein schon damals altmodisches moralisches Pathos derart kombinieren konnte. Die direkte, aufklärerische Ansprache, so sehr sie Levy ehrt, passt nicht recht zum Ton der komischen Groteske, den sein Film bis dahin angeschlagen hat. Dass der Drahtseilakt, beides zu verbinden, den

heilsamen Spott und die Warnung vor den falschen Autoritäten, ihn jedoch so weit getragen hat, das verdient schon größten Respekt. Man kann sich das Leben kaum schwerer machen als Dani Levy mit diesem Film. Es ist der beste seiner Karriere.

Mein Führer - Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler, Regie: Dani Levy, Deutschland 2006, 90 Minuten.

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1046001

08.01.07 Neues Deutschland

»Zu Hitler muss uns immer etwas einfallen«

Dani Levy - Interview zu »Mein Führer - Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler«

Levys neueste Filmkomödie, »Mein Führer«, hat am Mittwoch in Berlin Premiere und ist ab Donnerstag bundesweit im Kino. Der Musiker und Komiker Helge Schneider spielt die Rolle von Adolf Hitler. Levy zeigt, wie der Jude Grünbaum (gespielt von Ulrich Mühe), einst Hitlers Schauspiellehrer, aus dem KZ geholt wird, um den Despoten aus seiner Depression zu befreien und damit gleichzeitig zu helfen, das untergehende Nazi-Regime zu retten.

Angelika Kettelhack hat mit dem Regisseur gesprochen.

ND: Mit Ihrem Film »Mein Führer« bieten Sie dem Zuschauer eine Sicht auf die NS-Zeit, die jetzt schon zu kontroversen Debatten führt. Die Ankündigung lautet halb provozierend halb rechtfertigend: »Eine Komödie über Adolf Hitler? In Deutschland? Ja, unbedingt!« Darf man derartig komisch mit dieser schrecklichen Epoche umgehen?

Levy: Natürlich habe auch ich mich gefragt: Eignet sich Hitler für Komik? Ich wollte einerseits diese so grausliche Zeit darstellen, sie aber andererseits von Respekt und Ehrfurcht befreien, sie durch Lachen ad absurdum führen. Humor ist eine gute Waffe der Kleinen gegen die Großen, die Herrschenden. Das Lachen wird zum Politikum, zum Mittel der Aufarbeitung der Grausamkeiten der damaligen Zeit. Es geht um inszenierte Realität. Ich wollte nicht in das Fahrwasser der angeblichen Authentizität von anderen Filmen der letzten Jahre geraten. Bei mir ist alles freie Erfindung, Fantasie, Märchen.

Eine Geschichte also, die mit dem Zweck erfunden wurde, auf groteske, absurde Weise die Persönlichkeit Hitlers zu entlarven, den Diktator lächerlich zu machen?

Man muss die Galionsfigur Hitler vom Sockel stürzen, zeigen, was für ein armseliger und erbärmlicher Mensch er gewesen ist. Bruno Ganz hat 2004 in Oliver Hirschbiegels »Der Untergang« die Figur Hitler so angelegt, dass eine seltsame Aura um diesen Diktator entstanden ist. Viele Zuschauer waren der Meinung: Endlich wird mal das Leid der Deutschen gezeigt, die letzten Kriegsmonate mit ihren Durchhalteparolen – aber auch die unmenschliche Rücksichtslosigkeit dieses Despoten, der kurz vor seinem Selbstmord meinte: Das deutsche Volk hat es verdient unterzugehen!

Sie mochten den Film »Der Untergang« wohl schon im Grundansatz nicht so richtig?

Der Film selber ist so dogmatisch aufgetreten, er war so programmatisch aufgebaut. Sicher lag das auch an der Mitarbeit von Joachim Fest. Es sollte die authentische Wahrheit gezeigt werden. Na, immerhin entstand gleichzeitig auch die fruchtbare Diskussion, ob man Hitler als Mensch darstellen darf. Die Komödie kann da mehr! Es geht mir nicht nur darum, WAS passiert ist, sondern auch um das WARUM. Ich habe in der Schule immer etwas von wirtschaftlichen Begründungen für das Nazitum gehört. Aber es geht um die zeittypische

Moral und Wertigkeit. Was wäre, wenn Hitler zwar so ein kranker Typ war, aber auch auf eine ähnliche Stimmung im Volk traf? Der Demagoge und seine willigen Verehrer. Für mich ist die Person Hitler in ihrer Zeit interessant. Die damalige Generation war durch die »Schwarze Pädagogik« geprägt. Das politische Programm hieß: Vernichtung von allem Schwachen.

Was verstehen Sie unter »Schwarzer Pädagogik«?

Dass damals die Kinder ganz anders erzogen wurden, geradezu mit Menschenverachtung. Absoluter Gehorsam galt als beste Vorbereitung für das Leben. Kinder wurden geschlagen. Die Prügelstrafe ist doch erst vor einigen Jahren in den Schulen abgeschafft worden. Von daher komme ich auf die Frage: Sind Diktatoren auch ein Abbild ihres Volkes? Hat Hitler es geschafft, geheime Sehnsüchte zu erfüllen? Wieso hat er ein so folgsames Volk vorgefunden? Das ist doch eigentlich grotesk! Ich finde, um das darzustellen, ist die Komödie als Form sehr geeignet.

Wie haben Sie es geschafft, das 1944 schon fast vollständig zerbombte Berlin für Hitlers heimlichen Nachtausflug aus der Reichskanzlei als so reale Kulisse wiederauferstehen zu lassen?

Hitler sollte ja erstmals mitbekommen, dass die Stadt in Schutt und Asche lag. Das zur Verfügung stehende Budget war allerdings nicht so hoch, dass wir alles im Studio maßstabsgerecht rekonstruieren konnten. Auch eine digitale Bearbeitung war nicht durchgehend mit so wenig Geld zu leisten. Also haben wir ein Modell bauen lassen, bei dem die Ruinen nicht höher waren als 1,80 Meter. Für die spätere Triumphfahrt Hitlers zu seiner letzten Rede im Lustgarten haben wir dann mit dem »Blue-Screen«-Verfahren gearbeitet. Das heißt, man nimmt die Schauspieler vor blauem Hintergrund auf und kopiert die gesondert aufgenommenen Bauten dann in das Bild ein.

Sie haben ja auch vor den noch in ihrer alten Pracht erhaltenen Bauten der Museumsinsel in Berlin-Mitte drehen können und dabei alte Schwarz-Weiß-Aufnahmen von damals mit neugebauten Massenszenen unterschneiden. Jubelnde Menschen von heute mit den alten Nazi-Flaggen – hatten Sie keine Angst vor Protesten?

Der Dreh war ja genehmigt, von der Polizei begleitet und hat doch erstaunlich gut funktioniert. Wir hatten eher die Befürchtung, dass diese Massen-Inszenierungen nicht zueinander passen könnten: Die Menschen damals jubelten im Sommer, wir aber haben im März bei ziemlicher Kälte gedreht. Die Leute hatten Winterkleidung an. Uns geht es ja nicht um Authentizität, sondern, wie schon gesagt, um inszenierte Realität.

Das Fernsehen sendet ja schon länger sogenannte authentische Dokumentationen über die Stützen des Nazi-Regimes: Hitlers Generäle, Hitlers Frauen, Hitlers Hunde, etc. Was halten Sie von dieser Art der Aufarbeitung von Geschichte?

Das Fernsehen macht die angebliche Authentizität zum Dogma. Es wird so getan, als ob es sich um ein bis ins letzte aufklärerisches Verhalten handelt. Unter Vorgabe des »Wahrhaftigen« werden besonders die jungen Zuschauer beeindruckt, wenn nicht sogar eingeschüchtert, aber jedenfalls nicht zum eigenen Denken veranlasst. Es wird sogar eine Bereitschaft kreiert, die ganze Nazi-Zeit als ein hochemotionales Ereignis zu erleben. Nazigrößen werden geradezu zu Popstars hochstilisiert. Mit großartigen Mitteln wird eine unerträgliche Pathetik erzeugt.

Meinen Sie, das geschieht auch bei Kino-Filmen wie etwa Steven Spielbergs »Schindlers Liste« oder Roberto Benignis »Das Leben ist schön«?

»Schindlers Liste« war für mich fast unerträglich – für mich als Juden. Die Genauigkeit der Schilderung des Lebens im KZ, diese Anmaßung Hollywoods, ein so präzises Bild des Elends zu liefern, war für mich eine größenwahnsinnige Lüge. Dagegen sind Filme wie »Jakob der Lügner« von Frank Beyer oder »Sieben Schönheiten« von Lina Werthmüller

nicht in die gleiche Authentizitäts-Falle getappt. Und ganz sicher auch nicht die beiden schon Anfang der vierziger Jahre entstandenen komödiantischen Auseinandersetzungen »Der Große Diktator« von Charlie Chaplin und »Sein oder Nichtsein« von Ernst Lubitsch.

Und was halten sie von Roberto Benignis Annäherung an dieses schwierige Thema in seinem Film »Das Leben ist schön«?

Immerhin hat er einen Anstoß gegeben, eine neue moralische Qualität geschaffen. Meiner Ansicht nach will der Zuschauer alles andere erleben als Mitleid mit Hitler. Ich will den »Rucksack«, den die Deutschen immer noch mit sich herumschleppen, etwas erleichtern. Mit subversivem Humor.

*»Zu Hitler muss uns immer etwas einfallen« ist die Überschrift eines Essays, das der Filmwissenschaftler Georg Seeßlen für das Presseheft von »Mein Führer – Die wirkliche wahrste Wahrheit über Adolf Hitler« verfasst hat.

Dani Levy wurde 1957 in Basel in eine deutsche Emigranten-Familie hineingeboren und wuchs, wie er selbst betont, in einem jüdischen Haushalt auf. Früher war er Clown und Akrobat im Zirkus und spielte Gitarre in einer Rockband. Bevor er 1984 in West-Berlin seine Filmkarriere startete, durchmaß er zwei Jahre lang die USA als Tramp. Vorletztes Jahr erzielte er mit seinem Spielfilm »Alles auf Zucker« einen unerwarteten Erfolg. Zuschauer und Kritik waren sich einig: Dani Levy als Jude darf das.

<http://www.nd-online.de/artikel.asp?AID=103095&IDC=4&DB=O2P>

08.01.07 Der Spiegel S. 214

Henryk M. Broder

Der Jud tut gut. Dani Levys Hitler-Komödie besteht aus zwei Teilen, einem absurden und einem moralischen. Diesen Spagat hält nicht einmal der Führer aus

08.01.2007 Frankfurter Rundschau

Moritz Holfelder

"Das Dritte Reich ist Kabarettstoff" Interview mit Dani Levy

Hitler als Witzfigur? Schon vor dem Kinostart der Hitler-Satire "Mein Führer" des jüdischen Regisseurs Dani Levy sorgt der Film für aufgeregte Debatten.

Frankfurter Rundschau: Herr Levy, sie haben ihrem Film ein Zitat von Kurt Tucholsky vorangestellt: "Man muss die Nationalsozialisten küssen, wo man sie trifft." Tucholsky ist 1933 ins Exil gegangen, hat 1935 Selbstmord begangen. Warum dieses Zitat?

Dani Levy: Weil es natürlich die ganze Widersprüchlichkeit unserer Aufarbeitung des Nationalsozialismus vorwegnimmt. Küsst die Faschisten, wo ihr sie trifft: Was heißt das? (Lacht) Heißt das, wir sollen den Faschisten in uns umarmen? Heißt das, wir sollen sie an uns ranlassen und sie küssen? Was heißt küssen? Heißt das verzeihen, heißt das versöhnen? Natürlich nicht. Heißt küssen, sie mit den Waffen bekämpfen, die sie auf keinen Fall abwehren können? Da ist soviel Widersprüchlichkeit allein schon in diesem einen Satz drin, die ich als programmatisch empfand für die Spannung, die auch in dem Film drin ist.

Der Film ist voller Spannungen, allein schon was die humoristische Haltung betrifft: Nehmen wir die Nazis ernst oder machen wir sie lächerlich?

Tja, so sehr ich davon träume, einen Film zu drehen, der für alle funktionieren möge, so habe ich nie davon geträumt, einen Konsensfilm zu machen.

Wie kam es, dass Helge Schneider die Hauptrolle als Adolf Hitler spielt?

Ich hatte so ein inneres Gefühl, wie man manchmal so einen inneren Glauben an etwas hat. In dem Fall ist es richtig, keinen Schauspieler, sondern einen Anarchisten, einen Entertainer, einen Dadaisten, eine Kunstfigur wie Helge Schneider zu nehmen, um Adolf Hitler spielen zu lassen und nicht einen gestandenen Schauspieler.

Wie hat der Dadaist denn damals reagiert?

Wir haben uns dann getroffen, um über das Drehbuch zu sprechen, aber auch über die Komödie als solche, über die prinzipiellen Möglichkeiten der Komödie, wobei wir lustigerweise sehr wesensverwandt sind, obwohl wir ganz verschiedene Sachen machen. Wir beide teilen eine große Lust am Decouvrieren des Widersprüchlichen, des Kontroversen. Wir lieben beide Karl Valentin und Buster Keaton. Das sind die Urväter, auf die wir uns sofort geeinigt haben.

"Mein Führer" ist beileibe kein Helge-Schneider-Film, sondern ein Dani-Levy-Film. Wieviel Schneider ist denn ihrer Ansicht am Ende noch übrig geblieben?

Wir haben den Helge ja in eine Hülle gesteckt, sie ihm ziemlich dicht übergezogen, eine Gesichtsmaske, eine Uniform, ein Bäuchlein. Wir haben diese Führerfigur nachgebaut. Und trotzdem schimmert aus jeder Pore dieser anarchistische Witz von Helge hervor, allein aus den Augen, und wie er das so spielt - diese Kombination war für mich befreiend. Das ist zufällig entstanden, für mich ein großes Glück.

Als weniger glücklich empfand ich Ihre Entscheidung, an einigen Stellen doch sehr stark auf einen platten Slapstickhumor zu setzen - ein SS-Mann heißt Puffke und anfangs wird jedes Gespräch durch den Hitlergruß unterbrochen.

Das Dritte Reich ist einfach Kabarettstoff. Wäre das Wirken des Nationalsozialismus nicht so schrecklich, wäre das eine reine Clownsnummer gewesen. Allein dass zur Begrüßung Heil Hitler gerufen wurde, ist absurdestes Absurdistan. Natürlich muss man in einer Komödie auch auf diese Slapstick-Nummern setzen.

Ein Film wie "Mein Führer" ist ein Medienereignis - eine Möglichkeit für Trittbrettfahrer, auf den Zug aufzuspringen und möglichst kontroverse Meinungen zu äußern. Wie wappnen sie sich?

Man muss ein Feuer haben, was einen dazu bewegt, die Strapazen eines Films auf sich zu nehmen und dann auch auszuhalten, was man damit auslöst. Es war mir ja von Anfang an klar, dass ein Werk wie "Mein Führer" Wellen schlagen wird und dass da was auf mich zukommt. Da muss man schon fest stehen, sehr präzise wissen, warum man das machen möchte. Ich bin da nicht der bullige Kämpfer, der nicht rechts und nicht links schaut, ich bin da schon auch ein Sensibelchen, das sich gern verunsichern lässt. Aber ich habe eben über die Jahre hinweg zunehmend gespürt, dass die moralische Aufarbeitung des Dritten Reichs in einer Art Sackgasse steckt. Wir haben eine fast inflationäre Berieselung mit Guido-

Knopps-Breloers-und-wie-sie-alle-heißen, teilweise sind auch wirklich gute Sachen darunter, aber bei all dieser umfassenden Information mit unglaublich viel Archivmaterial passiert kaum mehr eine moralische Auseinandersetzung mit dieser Zeit. Man erlebt, wie auch im Film "Der Untergang", ein fast schon denkmalgeschütztes Abbild der Machthaber des Nationalsozialismus in ungebrochener, respektvoller Authentizität. Das hat mich irgendwie geärgert und gelangweilt. Ich dachte mir, es wäre gut, es gäbe mal eine andere Perspektive darauf - wie etwa in Italien von Pier Paolo Pasolini über Lina Wertmüller bis Roberto Benigni. Der Zuschauer muss eine neue Haltung finden dürfen. Er soll in Konflikt kommen mit dem Thema.

Das dürfte Ihnen gelingen, Sie zeigen Hitler eher als Opfer denn als Täter. Sie beziehen sich auf die Psychologin Alice Miller, die seine unglückliche Kindheit und das schwierige Verhältnis zum autoritären Vater analysierte.

Wir sind auf eine bestimmte Art noch sehr unreif, wenn es darum geht, die psychologischen und sozialen Umstände zu untersuchen und zu begreifen, die Adolf Hitler in seiner krankhaften Charakteristik an die Spitze eines Volkes gebracht haben. Warum? Natürlich schafft jedes Volk seinen Machthaber, das heißt, das deutsche Volk hatte Adolf Hitler gesucht und auch verdient. Hitler hat etwas repräsentiert, was im deutschen Volk unterbewusst gefühlt war. Er hat eine Lebenswertigkeit verkörpert, die bei denen, die im gefolgt sind, ein Echo gefunden hat. Sozusagen: In diesem Mann erkenne ich mich wieder. Das war das, was mich an dem Film interessiert hat. Dafür ist die Komödie sehr gut geeignet: Sie darf die Moral auf den Kopf stellen, sie darf verunsichern, sie darf Fragen hinterlassen, die eben nicht alle beantwortet werden müssen. Eine gute Komödie bietet die Chance, dass man etwas erkennt. Aber ich hoffe natürlich nicht, dass am Ende die Zeitungsschlagzeile dabei herauskommt: Ein Herz für Adolf Hitler. Mich hat die psychologische Systematik dahinter interessiert, da ist ein bisschen Mitgefühl kaum zu vermeiden.

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/politik/thema_des_tages/?em_cnt=1045307&

08.01.06 Süddeutsche Zeitung S. 11

Gustav Seibt

Nun also Hitler. Neuer Film von Lewy

08.01.06 Frankfurter Rundschau

Daniel Kothenschulte

Heil mich selbst

Lachen über Hitler - die Filmkomik stieß bei diesem Thema an Grenzen / Dani Levys aktueller Film bezieht den heutigen Umgang der Medien mit dem NS-Regime ein

"Bedanken möchte ich mich bei Adolf Hitler. Dafür, dass er auf der Bühne so ein komischer Kerl gewesen ist." Geschmackvollere Worte fand US-Regisseur und Autor Mel Brooks nicht, als er einen der begehrten Tony-Awards für sein Musical "The Producers" einheimste. Aber geschmackvoll - das war sein Stück schließlich auch nicht. Am Broadway, wo es seit 2001 läuft, zählte man vergangenes Silvester die 2374 Vorstellung.

Auch Dani Levys Film "Mein Führer" wird ein großer Erfolg prognostiziert. Aber ist der gezielte Tabubruch wirklich ein todsicheres Geschäft? Auch Filmemacher stießen dabei in der Geschichte immer wieder an Grenzen. So musste die ursprüngliche Filmversion von Brooks "Producers" - bekannt als "Frühling für Hitler" - acht Jahre auf den bundesdeutschen

Kinoeinsatz warten, wo er 1976 auf Syberbergs dramatische Farce "Hitler - ein Film auf Deutschland" traf.

Und hätte Charles Chaplin seinerzeit nicht sein eigenes Kapital besessen, als er sich dem "Großen Diktator" widmete - kein Hollywoodstudio hätte sich vor dem Überfall auf Polen an einen Anti-Hitler-Film gewagt. Nazi-Deutschland blieb ein wichtiger Absatzmarkt für US-Filme; erst der Chaplinfilm führte zu einem Einfuhrverbot von Hollywoodware. Chaplin erklärte später, er hätte in Kenntnis aller NS-Gräueltaten lieber die Finger davon gelassen. Doch wie visionär muss sein Werk erscheinen, wenn man bedenkt, dass es bereits um 1937 erdacht wurde und bei seinem Erscheinen 1940, vor Kriegseintritt der USA ganz entscheidend dazu beitrug, sich gegen Deutschland zu engagieren. Auch in der Filmkunst wurden besondere Kräfte mobilisiert: Keine Hitlerparodie war in den USA populärer als ein Disneyfilm mit dem halbdeutschen Originaltitel "Der Führer's Face". Donald Duck durchlebt den Alptraum eines Arbeiters in einer deutschen Rüstungsfabrik: Alle Geschosse, die er herstellen muss, tragen ein Hitlerbärtchen.

Visuelle Komik über Hitler - in Exilantenorganen wie der *Arbeiter Illustrierte Zeitung* hatte sie seit den frühen 30er Jahren einen festen Platz. Dabei wurde stets offengelegt, was Hitler - um mit Brooks zu sprechen - zu jenem "komischen Kerl auf der Bühne" machte. Auch wenn seine Rolle in der Geschichte alles andere als komisch war.

Die Hauptangriffsfläche genialer Komödianten wie Ernst Lubitsch war dabei die Selbstdarstellung des Regimes, die sich etwa in ihren Wortschöpfungen ausdrückte. Wenn Lubitsch 1942 in "Sein oder Nichtsein" Adolf Hitler den ihm entgegengebrachten Gruß mit "Ich heil mich selbst" beantworten lässt, ist das aus heutiger Sicht komischer als ein Gag über die "concentration camps", der in der deutschen Fassung nur verkürzt erhalten ist: "Wir teilen uns die Arbeit", sagt darin ein NS-Schergen mit Blick auf die Insassen: "Wir besorgen das Konzentrieren und die Polen das Camping." Nach 1945 hätte das niemand mehr geschrieben.

Das Wissen um den Holocaust hat es Komikern nicht einfacher gemacht, sich dem Thema zu widmen. Jerry Lewis spielte 1972 in "The Day the Clown Cried" einen deutschen Clown, der Kinder in die Gaskammern locken soll. Als er den Film beendet hatte, entschloss er sich, ihn nie zu zeigen.

Zu Beginn von "Mein Führer" zeigt Levy, wie der von Ulrich Mühe gespielte Schauspiellehrer Grünbaum in die KZ-Dusche geführt wird. Heraus kommt kein Gas, sondern es fällt ihm ein Stück Seife auf den Kopf. Erst im Verlauf des Films begreift man, dass es hier nicht um einen Tabubruch geht. Levy persifliert nicht den Holocaust, sondern seine mediale Verkürzung. Dass dies erst nach einem Tabubruch Anderer möglich wurde - der menschenlindernden Darstellung Hitlers in "Der Untergang" - ist kein Zufall. Die Eichingerproduktion ist Levys Angriffsfläche. Helge Schneider parodiert nicht Hitler, sondern Bruno Ganz als Hitler.

Immer wieder haben Filmkomiker die sinnentleerten Rituale Hitlers und des Dritten Reiches sichtbar werden lassen. "Mein Führer" geht einen entscheidenden Schritt weiter, indem er zugleich die Rhetorik attackiert, mit der sich bestimmte Massenmedien derzeit anmaßen, das NS-Regime lebendig werden zu lassen.

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/politik/thema_des_tages/?em_cnt=1045309

07.01.07 Frankfurter Rundschau

Ina Hartwig

Hier wird selbst geheilt. Lachen über Hitler

Über den "Führer" ist schon gelacht worden, als er noch lebte. Haben Sie Hitler gesehen? heißt ein Bändchen, das Walter Kempowski in den siebziger Jahren herausbrachte: Hier kann man lesen, was Volkes Stimme über den Führer zum Besten gab. Hemmungslos schwelgten manche, die ihn gesehen hatten, in der Faszination für die "blauen" Augen Hitlers; es wurden aber auch jede Menge Witze gerissen. So wurde etwa des Führers Genital als "der letzte Arbeitslose Deutschlands" verhöhnt, in Anspielung auf Hitlers Kinderlosigkeit. Die von Kempowski gesammelten Aussprüche demonstrieren zweierlei: Das Lachen über den nationalsozialistischen Diktator hatte eine Entlastungsfunktion (vergleichbar den späteren DDR-Witzen), und das Lachen packt Hitler bei seiner "Menschlichkeit".

Jene Menschlichkeit - das vergessen moralische Warner wie jetzt Ralph Giordano anlässlich der Klamotte Mein Führer von Dani Levy mit Helge Schneider in der Rolle Hitlers -, jene Menschlichkeit ermöglicht überhaupt erst die Ridikülisierung. Gerade die Unvereinbarkeit der Dimensionen - das Böse einerseits, das lächerlich Alltägliche andererseits - ist die Bedingung der Komik, und damit ein unverzichtbares Stilmittel. Es sei denn, man stellte sich auf den rigorosen Standpunkt, dass das Lachen über Hitler wegen Banalisierungsgefahr grundsätzlich abzulehnen sei. Doch trägt der beste Essay, der je über diesen Menschheitsvernichter geschrieben wurde, die "menschliche" Dimension schon im Titel: Bruder Hitler. Thomas Mann hat die Polemik 1938, kurz vor seiner Übersiedelung nach Amerika, geschrieben und sich gerade über banale Eigenschaften dem "fatalen Seelenleben" Hitlers genähert.

Dass heute sogar über die Shoa gelacht werden kann, liegt am Genie des New Yorker Cartoonisten Art Spiegelman, dessen Maus-Comics die Überlebensgeschichte seines Vaters erzählen. Aber gut, es mag eine Frage der Generation sein, eine Frage des persönlich Erlebten, wie die Empfindlichkeiten im Einzelfall ausfallen. Die Überlebenden denken und fühlen offenbar anders als die großen jüdischen Komiker der nächsten Generationen, wie eben Art Spiegelman, oder wie der Brite Sacha Baron Cohen, der zur Zeit als kasachischer TV-Journalist Borat so genüsslich wie abgründig, so geschmacklos wie zynisch den zeitgenössischen Antisemitismus und Rassismus aufwühlt.

Unter den bedeutenden Hitler-Parodien, zu denen natürlich Chaplins Großer Diktator zählt, ist Ernst Lubitschs Sein oder Nichtsein aus dem Jahr 1942 nach wie vor unübertroffen. Lubitsch, der schon in den zwanziger Jahren aus Deutschland nach Hollywood emigrierte, soll gesagt haben, hätte er während der Filmaufnahmen die Dimension der Massenvernichtung in Auschwitz und anderswo bereits gekannt, dann hätte er die Komödie - sie spielt in Polen - nicht gedreht. Es wäre ein Jammer.

Denn was gibt es Schöneres als auf höchstem Niveau über einen entsetzlichen Diktator zu lachen? Im Moment des Lachens ist seine Gefährlichkeit gebannt, ist er seiner Lächerlichkeit preisgegeben. Lubitschs Einfall, den Hitler-Gruß vom Führer mit "Ich heil mich selbst" erwidern zu lassen, war einfach fulminant: Eine rhetorische Kastration, wirkungsvoller als jede wohlformulierte Kritik. Nun ist es natürlich ein Unterschied, ob man vom Lachen innerhalb der Diktatur spricht - das lebensgefährlich sein kann -, oder ob man sich, wie wir heute, gemütlich im Kinosessel zurücklehnt, um das Spektakel der Entdämonisierung zu genießen.

Der Dämonisierung Hitlers wiederum galt einmal die Sorge des Historikers Saul Friedländer, dessen epochales Werk über Die Jahre der Vernichtung im vergangenen Herbst in aller Munde war. 1982 hatte Friedländer unter dem Titel Kitsch und Tod ein schmales Buch über den ästhetischen Widerschein des Nazismus veröffentlicht. In den siebziger und achtziger Jahren meinte er einen "neuen Diskurs" entdeckt zu haben in Filmen wie Fassbinders Lili

Marleen, Hans-Jürgen Syberbergs Hitler, ein Film aus Deutschland, aber auch in den Erinnerungen von Albert Speer und in Joachim Fests Hitler-Biographie: "Hitler als Allerweltsmensch, dieses Thema wird im neuen Diskurs wieder angeschlagen, und es ist wieder die Aura sentimental Kitsches...".

Die Sorge hat sich in 25 Jahren überlebt. Heute schlagen wir uns mit Bomben auf Dresden oder einem gefühligen Untergang herum. Oder mit einer neuen Hitler-Komödie. Wer weiß, vielleicht taugt sie ja was?

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1044445

07.01.07 Der Tagespiegel S. 25

Rüdiger Schaper

„**Ein totes Huhn muss frisch sein**“ Christoph Schlingensief über Hitlerfilme, das Saddam-Video und seine neue Berliner Talkshow

Herr Schlingensief, wo sind Sie?

Wir fahren von St. Malo nach Paris. Wir haben an der Atlantikküste Silvester gefeiert, Fisch gegessen und uns ausgeruht fürs neue Jahr. In St. Malo gab es ganze fünf Böller. Beeindruckend! Diese Ruhe.

Sie sitzen im Auto – haben Sie eine Freisprecheinrichtung?

Ich habe die Hände am Steuer und einen Knopf im Ohr.

Hier redet man über den Hitlerfilm „Mein Führer“ und Helge Schneider. Sie haben 1986 mit ihm auch einen Hitlerfilm gedreht.

Das war „Menu total“. Wir haben uns in einem Bunker eingeschlossen und uns mit unseren eigenen Obsessionen konfrontiert. Harte Bedingungen. Wir haben uns gleichsam mit verhaftet.

Wie komisch ist Hitler – als Kunstfigur?

Den Film von Dani Levy habe ich noch nicht gesehen. Aber ich bin mit Helge Schneider ja lange befreundet, und ich weiß, dass er entsetzt war über einige Entscheidungen, als der Film geschnitten wurde. Er hat sich da wohl heftig gewehrt, und einige andere Schauspieler auch.

Jetzt wird wieder oder immer noch debattiert, ob man über Hitler lachen darf.

Das ist eine künstliche Diskussion. Das bringt gar nichts. Damals beim „Untergang“ war das doch auch so. Eine große Zeitung aus Frankfurt schrieb seinerzeit, hier werde Hitler neu erfunden. Darauf kann ich verzichten – auch auf die gut koordinierte Hysterie darüber. Das sind automatisierte Diskussionen.

Muss man vielleicht in Deutschland Hitler alle paar Jahre neu erfinden?

So ist das wohl. Dabei wird Hitler natürlich nicht neu erfunden. Einerseits macht man klar, dass man in der Lage ist, sich eindeutig davon zu distanzieren. Andererseits kommt man

nicht an die Abgründe heran, die in jedem Menschen schlummern. Man biegt sich die Welt gerade. Von „Spiegel“ bis Guido Knopp – immer wieder marschieren sie von links nach rechts, immer wieder wird analysiert. Aber zum Schwein in Ihnen, in mir dringt man nicht vor.

Wenn wir von Diktatoren reden – haben Sie das Video von Saddams Hinrichtung gesehen?

Im Fernsehen, in den Sat1-Nachrichten, wo es ansonsten um die sinkenden Arbeitslosenzahlen in Deutschland und die Gefahren von Kunstschnee ging. Der Film von der Hinrichtung wurde kurz vor dem Sturz in die Tiefe gestoppt, mit dem Hinweis, den Rest könne man den Zuschauern nicht zumuten. Interessant finde ich den Staatsanwalt, der da dick und fett im Sessel sitzt und beobachtet, wie das Video von der Hinrichtung gedreht wird. Dass Saddam noch verhöhnt und zum Märtyrer wird, ist eine gute Basis für Verschwörungstheorien, wie wir sie seit dem 11. September gut draufhaben. Wir kommen nie zum Kern. Denn jedes System hat seine eigenen Schutzmechanismen, ich erzähle auch nicht jedem meine Schweinereien, die ich im Kopf habe.

Sie inszenieren Oper, Theater, Filme. Wie beeinflussen solche unglaublichen, absurden, schrecklichen Bilder wie von der Exekution Saddams ihre Fantasie?

Irgendwo werden diese Bilder hundertprozentig im Theater auftauchen. Ich habe gestern lange mit Helge Schneider telefoniert und er hat spontan gesagt, wieso Hitler, das mit Hussein wäre es doch eigentlich gewesen! Und ich sagte: Eine halbe Stunde läufst du bei Massenerschießungen herum und lässt dich feiern, dann wirst du bombardiert, die nächste halbe Stunde findet im Erdloch statt, dann gibt es die Gerichtsverhandlung, das wird bestimmt sehr lustig – und die letzte halbe Stunde mit dem Krach unter dem Galgen. Bei „Idomeneo“ geht dann der Herr Schäuble mit dem islamischen Kollegen in die Oper, und der Punkt ist, dass der Christ wieder ruhig schlafen kann.

Apropos ruhig schlafen. Jetzt machen Sie in der Berliner Akademie der Künste eine Talkshow. Vor zehn Jahren haben Sie das schon einmal im Fernsehen gemacht, damals waren Sie noch berüchtigt. Fürchtet sich heute noch jemand vor Ihnen?

Naja, man wird gefragt, was man so vorhat in dieser Talkshow. Es ist inzwischen ein Ritual. Normalität ist eingekehrt, es gibt nicht mehr die große Provokation, und das muss man thematisieren. Das mit dem Saddam-Video ist eine Sache. Die andere ist: Wir waren jetzt am Mont Saint-Michel, und da rasen achthundert Japaner rum mit ihren Handys und starren auf das kleine Display. Man ist ja gar nicht mehr da. Der totale Ausverkauf.

Was wollen Sie an einem Ort wie dem Pariser Platz, in der Akademie?

Klaus Staeck, der Akademie-Präsident, hat mich gefragt. Ich finde diesen Ort und dieses gläserne Gebäude genau richtig für die Frage: Was ist eigentlich aus unserem Zeitbegriff geworden? Zum Hitlerfilm muss jetzt jeder sofort was sagen, aber das wirkliche Feuer der Debatten, das ist aus. Dieser Pariser Platz, das ist ja ein riesiges Grab. Man kann sich jetzt schon vorstellen, wie das enden wird.

Was heißt das?

Die britische Botschaft ist jetzt schon verbarrikiert, dicke Poller überall. Und wenn die US-Botschaft eröffnet, ist es ganz aus. Wie wollen die das absperren? Dann kommt man nicht mehr durchs Brandenburger Tor, dann ist auch der Cafébesuch gegenüber schon gefährlich. Das Ganze wird ein Gelände, das man wahrscheinlich nur noch bei Google-Map aus dem

Weltall anschauen kann oder mit einem 1800-Euro-Ticket vom Adlon. Deshalb ist dieser Ort ein ganz toller Ort für Berlin, das ja im Wandel ist.

Besuchen Sie die Akademie, solange sie noch steht ...

Und solange Sie sie noch besuchen können. Sorry, jetzt muss ich mal eben gucken, wo ich hier abbiege ...

Herr Schlingensief ...

Richtung Le Mans, da müssen wir jetzt rechts.

Es gibt eine Rennstrecke in Le Mans, da können Sie 24 Stunden im Kreis herum fahren.

Mal sehen, was in dem Golf so steckt. Jetzt habe ich durch die Verkehrsführung meine eigene Kopfführung verloren.

Wir waren bei der Akademie und Ihrer Talkshow.

Sich erinnern heißt vergessen, überblenden. Das sagt die Neurobiologie. Wenn ich einen Sauerbraten esse und am nächsten Tag beim Inder ein Safranhähnchen, dann schmeckt meine Erinnerung ein bisschen nach Sauerbraten, und das Safranhähnchen auch.

Um im Bild zu bleiben: Mit der Talkshow und der Akademie bringen Sie zwei manchmal recht tote Hühner zusammen.

Ein blindes Huhn wäre mir da lieber, das muss ich schon sagen. Und wenn ein blindes Huhn auch mal ein Korn findet, darauf setze ich eigentlich. Das tote Huhn muss aber frisch sein, dann esse ich es gern. Ich habe auch in meinen Theaterstücken Hühner auf der Bühne gehabt. Ich bin mit Klaus Staeck nicht dick befreundet, aber ich finde die Akademie reizvoll. Sie lassen, weil sie vielleicht auch nicht anders können, das jetzt zu mit meiner Talkshow. Jede Talkshow braucht eine Gedächtniskirche oder den Eiffelturm im Hintergrund, und ich bin eben am Brandenburger Tor.

Wann werden Sie in die Akademie gewählt, und vor allem, in welche Sparte?

Wie war das gleich noch mit dem neuen Berliner Kultursenator, das ist doch auch eine neue Sparte. Das nennt sich dann nicht mehr Kultursenator, sondern Bürgermeister.

Sie wollen also gleich Akademie-Präsident werden?

Auch im MoMA hat man für Klaus Biesenbach eine Sparte entwickelt. Es gibt eben ständig neue Sparten. Heißt das bei Ihnen in der Zeitung eigentlich noch Feuilleton?

Nein, es heißt schon lange Kultur. Vielen Dank für das Gespräch – und gute Fahrt.

Das Gespräch führte Rüdiger Schaper.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/07.01.2007/3007299.asp>

07.01.06 Frankfurter Rundschau

Hanno Loewy

Warum nicht selbstbewusst lachen über die eigene Schwäche? Nun geht sie wieder einmal los, die ewige Debatte, ob man über Hitler, über den Nationalsozialismus oder gar über den Holocaust lachen darf. Dabei ist Satire vielleicht die einzig angemessene Form.

Dani Levys Film "Mein Führer" steht vor dem Kinostart, und statt über den Film selbst zu reden, überbieten sich wieder die normativen Spekulationen. Darf man das - oder soll man das? Ist der Film hilfreich für die Aufklärung oder schädlich für die politisch-moralische Erinnerungsgesundheit? Macht er peinlicherweise Spaß oder ist er das genau richtig trickreiche Rezept für eine clevere historische Pädagogik?

Warum nur redet man immer so über Filme und Literatur und Kunst, wenn es um dieses Thema geht? Warum stellt niemand die Frage, ob eigentlich jene Leute, die meinen, über Hitler dürfe man nicht lachen, nicht "verdächtiger" sind als solche, die über dessen Lächerlichkeit (und die Lächerlichkeit des Kults, der um ihn gemacht wurde - und noch immer wird) lachen müssen, um halbwegs den Verstand zu behalten? Und die über Hitler auch dann lachen müssen, wenn einem das Lachen im Halse stecken bleibt.

Vor dem Holocaust hatten noch viele geglaubt, man könnte den Nazis mit entlarvender Satire beikommen, einer Satire mit erhobenem Zeigefinger. So naiv können wir heute nicht mehr sein. Karl Kraus schon verschlug es angesichts des "Führerrrs" die Sprache. Aber wenn die Satire keine erfolgreiche politische Waffe gegen die Nazis war, ist sie deshalb auch schon ein verbrauchtes, korrumpiertes Genre - heute, wo es darum geht, uns über unsere eigenen Bilder von der Geschichte zu verständigen, unsere eigenen Mythen zu konfrontieren?

Die Auswahl an möglichen Genres ist nicht so groß, und auch der Dokumentarfilm erzählt nur Geschichten, deren Dramaturgie am Ende den gleichen Genres folgt wie der Spielfilm, ein wenig intellektueller verbrämt vielleicht und hinter dem Anspruch auf Authentizität versteckt. Doch am Ende muss man sich in jedem Medium entscheiden, was für eine Geschichte man erzählen will: eine Geschichte, in der ein Abenteuer physisch oder moralisch, jedenfalls irgendwie siegreich bestanden wird (dann haben wir eine Romanze oder eine Märtyrergeschichte)? Oder die Geschichte eines in sich gespaltenen, eines von irgendetwas besessenen Helden, der vom Schicksal besiegt und in Widersprüchen verstrickt dem Untergang entgegengeht? Dann kommt es auf eine Tragödie hinaus.

Im ersten Fall können wir am Ende sagen, dass sich das, was geschehen ist, schließlich gelohnt hat, und sei es, weil die "Toten nicht umsonst gestorben sind", wie es so oft und so abgeschmackt heißt. Im anderen Fall gibt es am Ende keine Verantwortung für das Geschehen, sondern nur Opfer des Schicksals. Was geschah, geschah eben, weil es geschehen "musste".

Ist es wirklich so überraschend, dass die meisten Filme, die dem Holocaust irgendeinen historischen Sinn abpressen wollen, auf Romanzen hinauslaufen, auf Sieger und Märtyrergeschichten? Und sei es auf Anne Franks vorgeblichen "Glauben an das Gute im Menschen", der uns am Ende alle adelt. Ist es so überraschend, dass sich gerade deutsche Filmregisseure, Fernsehmacher, Historiker und Bühnenaufsteller immer wieder an Tragödien, an Märchen von "schicksalhafter Verstrickung" versuchten: von "Des Teufels General" bis zu "Der Untergang" und den Hitler-Dokumentationen des ZDF?

Mehr zu lachen gibt es in der Komödie, in der am Ende zumeist eine Versöhnung steht. Am

Ende steht die Erkenntnis, dass das, was geschah, doch gar nicht nötig war, ein Missverständnis eben.

Bleibt die Satire, in deren schwarzer, absurder Form das Böse tatsächlich siegen kann, ohne am Ende gleich eine Moral zu hinterlassen, die wir daraus lernen können. So wie Hannah Arendt es mit untrüglichen Sinn für das Genre über Auschwitz gesagt hat: am Ende ist "geschehen, was nicht geschehen durfte".

Solche Satire eignet sich für Erziehungszwecke kaum. Für Aufklärung vielleicht schon, aber sicher nicht für eine, die vorher weiß, was da gelernt werden soll. Satire scheint am Ende vielleicht doch die einzige Form zu sein, in der selbst-bewusst die eigene Schwäche (und sei es die Unmöglichkeit, über Hitler irgendetwas wirklich "Bedeutendes" zu sagen) zum Ausdruck kommen, genauer: belacht werden kann.

Ob Dani Levys Film und Helge Schneiders Performance diese Möglichkeit ergriffen oder aus Vorsicht vor politischer Inkorrektheit vielleicht doch verpasst haben, das kann man nur im Kino beurteilen. "Woher soll ich wissen, warum es Nazis gibt", sagt Woody Allen einmal in "Hannah und ihre Schwestern", "ich weiß nicht einmal wie ein Dosenöffner funktioniert." So einfach kann man es auch sagen.

http://www.fr-online.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/film/?em_cnt=1045308&

06.01.07 Der Tagesspiegel

Jan Schulz-Ojala

Alles auf Adolf

Ist der Diktator komisch? Oder doch eher tragisch? Wie ein Film an seinen guten Absichten scheitern kann

Brüllkomisch, das Teil. Wie Hitler, der kleine Mann mit der großen Rotzbremse, da am Rednerpult gestikuliert, schreit, eine entfesselte Schießbudenfigur, und sein Massenpublikum nicht gerade in Raserei, aber hörbar in Entzücken versetzt. Nur, was gluckst denn da: Gelächter? Aber ja, denn dieser Hitler regt sich gerade tierisch darüber auf, dass sein Ex-Duzfreund, der Autohändler Ismayer, ihm einen Leasingvertrag aufgenötigt hat, weshalb er dem Ismayer jetzt monatlich „437 Mark und 80 Pfennig in den Arsch stopfen“ muss! Und sogar der Richter, vor den Hitler seinen Widersacher inzwischen gezerrt hat, sagt angesichts solch himmelschreiend sittenwidrigen Vertragsaufnötigungsverhaltens bloß cool: „Doch, das geht.“

Nein, hier ist nicht etwa von der Schlusszene aus Dani Levys „Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler“ die Rede, in der der Diktator im zertrümmerten Berlin ein letztes Mal öffentlich auftritt. Sondern von der genial gemachten, 173 Sekunden kurzen, wunderbar lippensynchronen Kompilation einer alten Kabarettnummer von Gerhard Polt mit Szenen aus Leni Riefenstahls „Triumph des Willens“ – montiert 2004 vom Bremer Kunststudenten Florian Wittmann und zurzeit täglich tausendfach im Internet belacht unter www.youtube.com. Schon das Zwerchfell-Plebiszit dieses Clips beantwortet die derzeit gedankenschwer in den Medien beraunte Frage: Darf man über Hitler lachen?

Zum ThemaKino Spezial: Rezensionen, Fototouren, GewinnspieleKlar darf man. Hitler war furchtbar. Aber er war, wie alle Diktatoren, auch furchtbar lächerlich: ein von der Uniform zusammengehaltener, bis oben hin mit Minderwertigkeitskomplexen abgefüllter Organismus, dessen Artikulationsinstrumente sich in Größenwahn und einem sadistischen Menschenbild austobten. Ein armes Würstchen womöglich in seinen Anfängen, aber zur Riesenwurst

gebläht, die Angst und Schrecken, aber auch ein vom ihr innewohnenden Absurden gespeistes Albernheitsbedürfnis auslöste. Gerade die Juden, denen der institutionalisierte Terror galt, lachten über Hitler: Ihre Witze waren das einzige Mittel, die Angst für einen Augenblick zu bannen. Immer wieder, von Chaplin bis Lubitsch, von Mel Brooks bis Benigni, hat das Kino über den Jahrhunderthorror namens Hitler gelacht. Und der Schrecken ist dabei durch das Lachen über ihn nie objektiv kleiner, sondern nur subjektiv erträglicher geworden.

Ähnliches dürfte dem ins Heitere gewandelten Melancholiker Dani Levy vorgeschwebt haben, als er sich an sein bislang strukturell finsterstes Projekt wagte: eine Komödie über Hitler, die erste deutsche Hitler-Komödie fürs große Publikum. Und: die Komödie eines in Deutschland lebenden Juden, der wie schon in seiner vorigen, bei Kritik wie Publikum erfolgreichen Film „Alles auf Zucker“ das Lachen der Juden heute über sich selbst und das Lachen mit den Juden und über sie wunderbar warmherzig in Einklang brachte. Und doch, „Mein Führer“ ist alles andere als „Alles auf Zucker 2“ geworden, nicht das kollektiv entkrampfende Werk im größeren historischen Maßstab, im Gegenteil. Der gute Mensch Dani Levy hat sich an seinem Thema böse verhoven.

Jahreswechsel 1944/45: Der Krieg ist praktisch verloren und sein Anführer ebenfalls am Ende. Da kommt Josef Goebbels auf die Idee, Hitler für eine große Rede im kaputten Berlin noch einmal aufzupäppeln – mit Hilfe des jüdischen Schauspielers Adolf Grünbaum, der für das Psycho- und Rhetoren-Coaching extra aus dem KZ Sachsenhausen geholt wird. Deutlich erinnert dies an das Chaplin-Doppel mit dem jüdischen Friseur und dem Despoten Adenoid Hynkel, die der geniale Regisseur beide in seinem „Großen Diktator“ (1940) verkörperte; und einmal muss der Jude auch an Stelle des stimmlich indisponierten Führers, mit dem Mikro unterm Pult versteckt, eine flammende Rede halten. Aber dazwischen und sogar in der letzten Minute kommt alles ganz anders.

Denn Dani Levy, ausdrücklich inspiriert von Alice Millers „Am Anfang war Erziehung“, worin die Kinderpsychologin die Biografie des Diktators als im Kern bedauernswertes Ergebnis einer „schwarzen Pädagogik“ analysierte, hat Mitleid mit diesem Adolf Hitler. Helge Schneider, zur Hitler-Kenntlichkeit entstellt, gibt den Führer als gewalterziehungsgeschädigten Vaterhasser, als Geschwächten, der sich für seine Politik sogar bei Grünbaum entschuldigt – „Die Endlösung der Judenfrage ist nicht nur auf meinem Mist gewachsen“ –, als einen von seinem Apparat alleingelassenen einsamen Kerl. In dem entschieden, aber stets freundlich auftretenden Juden wittert er den guten Ersatzvater und will fortan keinen Schritt mehr ohne ihn tun. Grünbaum selber wiederum, vom verblüffend wandlungsfähig jedwede geschichtliche Symbolfigur verkörpernden Ulrich Mühe gespielt, vergisst alle Attentatsimpulse und begnügt sich, seine Familie aus dem KZ in die Reichskanzlei zu holen – und im zum Schlafraum umfunktionierten Heizungskeller zieht bald ein Hauch von Shtetl-Romantik ein.

Sicher, manches ist Klamotte in diesem Film, eindeutig zum Lachen gemacht: Hitler im goldenen Samttrainingsanzug am Boden krabbelnd, von seinem verwirrten Schäferhund Blondie bestiegen (ha!), umgeben auch von Wachtmeistern, die auf die schönen Namen Rattenhuber (haha!) oder gar Puffke (hahaha!) hören. Auch dass der Führer, beim eigenen Besteigen Eva Brauns mit Erektionsproblemen kämpfend, verwegen ankündigt, sich „zu vergrößern“, dürfte Besitzern von Krachlederhumor das übliche Klemmikrächzen abluchsen. Das Auge des Albernheitssturms aber ist eine tragische Figur: der Mensch Adolf, in jeder Hinsicht am Ende seiner Kräfte.

Fatal, fatal. Denn damit holt sich Dani Levy allenfalls einen Beifall, den er sich – als Autor und Regisseur ausdrücklich einer Komödie – ganz gewiss nicht wünschen kann. Plötzlich steht er in einer Reihe mit den neueren deutschen Täterverstehern Bernd Eichinger („Der Untergang“) und Florian Henckel von Donnersmarck („Das Leben der Anderen“), die ihr publikumswirksames Verharmlosungswerk in Sachen Nazi- und DDR-Geschichte mit der

scheinbar harmlosen These betreiben, Hitler und die Stasi-Leute seien auch nur Menschen gewesen. Ja, und? Von unserer Art gibt es so 'ne und solche, und die Spannweite dabei ist beträchtlich: Das wussten wir schon. Darf man über Hitler lachen? Gewiss. Darf man über ihn weinen, ihn sozusagen posthum nicht auf den Arm nehmen, sondern in den Arm und darüber trösten, dass er so eine schlechte Kindheit hatte? Abgeschmackter geht es nicht, aber genau diesen Impuls mobilisiert „Mein Führer“, der sich doch als Komödie versteht.

Wie ungrandios das grandios gedachte Vorhaben scheitert, zeigt auch die große Rede, auf die dramaturgisch alles zuläuft: Adolf Grünbaum, bislang klug und umsichtig das Beste aus seiner Rolle machend (sogar das KZ Sachsenhausen glaubt er auf seine Initiative befreit!), opfert sich, ein urplötzlich zum Märtyrer sich wandelnder Attentäter – und lässt Hitler mit eigenen Worten den ganzen privaten Jammer herausschreien. Das mag als finale Demaskierung gemeint sein, hebt aber das unglückliche Mensch namens Adolf endgültig auf den Sockel kollektiver Empathie. Grotesker ist schon lange kein Film mehr an seiner Intention vorbeigegangen.

„Letzlich ist ‚Mein Führer‘, schreibt die geschätzte Kollegin einer Berliner Zeitung, „Dani Levys persönlicher Einspruch gegen die Art, in der nicht über Hitler nachgedacht wird.“ Sagen wir's ein bisschen unfeiner: Etwas mehr eigenes Nachdenken hätte Levy und den Seinen auch nicht geschadet.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/06.01.2007/3006510.asp>

06.01.07 Neue Zürcher Zeitung

Alexandra Stäheli

«Hitler repräsentiert für mich einen Zeitgeist» Der Filmemacher Dani Levy im Gespräch über seine Nazi-Komödie

Mit «Mein Führer - die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler» legt Dani Levy eine bissig-warmherzig-tragische Komödie über die Täter der Nazi-Zeit vor. Alexandra Stäheli hat den in Berlin lebenden Schweizer Filmemacher zu einem Gespräch getroffen.

Herr Levy, Sie haben mit «Mein Führer» eine Komödie über Hitler und die Täter des Nationalsozialismus gemacht - darf man das?

Dani Levy: Ja, aber es ist ein waghalsiges Unternehmen: Es ist der Versuch, etwas komödiantisch darzustellen, das selbst sehr unkomödiantisch ist. Ich hoffe, dass der Film dadurch nachhallt und den Zuschauer im Nachhinein beschäftigt - nicht zuletzt auch durch die völlig unerwartete Nähe zur Person Hitlers, in die er gedrängt wird.

Diese Nähe ist sehr brisant: Man wird als Zuschauer dazu gebracht, sich in Hitler einzufühlen - genau so, wie sich auch der Jude Adolf Grünbaum in den Mörder seines Volkes einfühlt und ihn am Ende deshalb nicht mehr töten kann, weil er in ihm ein zerrüttetes, armes Kind sieht.

Grünbaum ist ein Humanist. Als er erkennt, dass Hitler auch nur eine erbärmliche, von seiner Kindheit zerstörte Kreatur ist, kann er eine bestimmte Grenze von Moral und Gefühl nicht überschreiten. Dahinter steckt natürlich der esoterische oder spirituelle Gedanke, dass selbst das grösste Monster, der grösste Verbrecher der Menschheit mit allen anderen noch immer die Gemeinsamkeit des Menschseins teilt. Die Frage, ob man jemanden wie Hitler umbringen kann oder nicht, ist für mich eine systemische und nicht eine moralische Frage:

Wenn man grundsätzlich der Meinung ist, dass man niemanden umbringen soll, kann man keine Ausnahme machen. Man könnte diese Frage natürlich philosophisch diskutieren, aber was mich viel mehr interessiert, ist, dass die Figur von Grünbaum ein Gegensystem zum Nationalsozialismus verkörpert.

Psychologie des Grausamen

Weshalb zeigen Sie das geschändete Kind im Verbrecher so explizit? Geht es dabei auch um die Banalität des Bösen?

Durchaus. Für mich hat Hitler nichts Überdimensioniertes. Aber mich interessiert nicht so sehr seine Persönlichkeit, sondern die Idee, dass er als von seinem Vater gequältes Kind einen Zeitgeist repräsentiert. Die Behauptung, die ich im Film - mit Psychoanalytikern wie Alice Miller - aufstelle, ist, dass die sogenannte «schwarze Pädagogik» mitprägend, mitursächlich für den Nationalsozialismus war. Zu Hitlers Zeit war es gängig, dass die Kinder auf ziemlich brutale, ungerechte und willkürliche Weise gezüchtigt wurden. Ich betrachte diese Misshandlung der Kinder damals als ein «systemisches Feld», das den Boden für die spätere Gleichgültigkeit im NS- Staat, für dessen ausgeprägte Nicht-Empathie, geschaffen hat.

Wie viele andere habe ich mich immer gefragt, wie es möglich war, dass vor den Augen eines ganzen Volkes ethnische Säuberungen stattfinden konnten, Schikanen und letztlich auch Deportationen. Diese alltägliche Gewalt musste bei den Menschen doch auf eine spezifische Befindlichkeit gestossen sein, die das für richtig befunden hat - und das erschreckt mich angesichts des Nationalsozialismus am allermeisten. Ich finde den Gedanken, dass es irgendeinen Diktator gibt, der sich mit einer destruktiven Ideologie nach oben schafft, nicht so bestürzend. Bahnbrechend hingegen ist für mich, wie viele Leute diese Grausamkeiten bewusst mitgemacht haben - und die These, dass dies durch eine moralische und psychologische Grundstimmung möglich wurde, war für mich zumindest erzählenswert.

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, einen Film über Hitler und die NS-Täter zu machen?

Es war für mich ganz persönlich wichtig, dieses Thema einmal zu durchdringen, weil ich selbst in eine Art von Erstarrung gekommen bin. Das hatte zum einen mit meiner eigenen Erziehung zu tun: Meine Mutter, die den Nationalsozialismus ja am eigenen Leib erfahren hatte, wollte nicht über dieses Thema und ihre Erlebnisse sprechen, weil es für sie zu aufwühlend gewesen wäre - eine Entscheidung, die ich respektiere. Zum anderen gibt es da in Deutschland diese festgefahrene Haltung im Umgang mit der Nazi-Zeit, die von Grauen und Entsetzen geprägt ist. Und aus dieser Klammer zwischen Schweigen und überlautem Sprechen musste ich mich befreien; ich wollte für mich selbst verstehen, eben letztlich sogar durch Empathie, was damals geschehen ist. Und ich wollte auch sehen, wo heute wirkliche Gefahren liegen.

Was haben Sie herausgefunden? Es geht dabei ja auch um die Einzigartigkeit der Nazi-Verbrechen.

Nun, in den meisten europäischen Ländern ist es erst seit Mitte der neunziger Jahre strafbar, ein Kind zu malträtieren. Das zeigt doch, wie lange es gedauert hat, bis Gewalt als Erziehungsmaßnahme verboten wurde. Unser Erziehungsstil ist politisch wie alles Private überhaupt, und wir haben da eine grosse Verantwortung.

Es gibt um die Shoah dieses Bilderverbot, das sagt, dass das Grauen der Massenvernichtung nicht dargestellt werden kann und darf. Am Anfang Ihres Films, als

Grünbaum aus dem KZ geholt wird, zeigen Sie das Bild einer Dusche - eine gerade wegen des Bilderverbots oft gebrauchte Chiffre für den Tod in den Lagern. Ich frage mich, ob sich solche Bilder nicht schon abgenutzt haben.

Da bin ich völlig einverstanden - ich bin selbst immer noch nicht sicher, ob ich diese Dusche wirklich hätte zeigen sollen. Mit dieser Anfangssequenz im KZ wollte ich dem Zuschauer bewusst machen, dass Grünbaum dem Tod von der Schippe gesprungen ist, und seine Wiedergeburt aus der Hölle sollte für den Rest des Films ständig präsent sein. Ich bin traditionellerweise bei diesem Thema selbst sehr kritisch gegen das Bilder- Machen - ich hatte zum Beispiel auch protestiert, als «Schindler's List» ins Kino kam, weil ich denke, dass er versucht, die Shoah konsumierbar zu machen.

Kann man denn überhaupt einen Spielfilm über die Shoah machen?

Ich denke, nur wenn man genügend verfremdet. In meinem Film spricht Goebbels einmal über seine Strategie der «inszenierten Realität» - seine Propaganda, die eine sehr versierte, durchdachte, perfekte Betrugsmaschinerie ist. Und Film ist auch Betrug: Es ist die Herstellung von Authentizität mit ganz viel Aufwand wie Bühnenbild, Maske, Montage. Gerade deshalb sollte man bei bestimmten Themen diesen Schein durchbrechen und auf das Gemachtsein der «Wahrheit» hinweisen - da hat dann eben der Film die Verpflichtung zu sagen, dass die gezeigte Realität eine rein filmische und keine authentische ist. Man muss als Filmmacher auch aufpassen, dass man der Verführung nicht erliegt, den Zuschauer mit filmischen Tricks zu erschlagen und so letztlich autoritär von einem autoritären Regime zu erzählen. Deshalb braucht es in einem Film über die Shoah Widersprüche, Provokation, suchende Fragen, streitbare Inhalte und Formen, die den Schein durchbrechen.

Humor als Therapie

Und diese Funktion des Durchbrechens von Schein übernimmt in Ihrem Film die Komik?

Genau. Die Komik ist per se subversiv und antiautoritär, weil sie sich über autoritäres Gehabe lustig macht. Deshalb kann die Komödie auch viel frecher, zugespitzter und intelligenter agieren und nachdenken als die Tragödie.

Sie sagten einmal, dass Sie mit Ihrer Komödie den jüdischen Witz wieder beleben möchten. Wie würden Sie den jüdischen Humor beschreiben?

Der jüdische Humor funktioniert für mich dialektisch, er basiert auf einem Widerspruch, auf dem Zusammenprall nicht passender Elemente. Deshalb ist er auf den ersten Blick auch gar nicht besonders lustig, sondern eher verwirrend und verunsichernd. Man möchte eigentlich gerne lachen, aber man versteht erst gar nicht wirklich, worüber. Ich glaube daran, dass diese Art von Humor als eine Bewältigung von Schmerz funktioniert, denn man kann etwas erkennen, sich aus einer Verzweiflung oder Verkrampfung lösen und zurückschiessen - auch gegen sich selbst. Für mich war klar, wenn ich eine Komödie über die NS-Zeit im Bewusstsein um so viele Opfer mache, dann kann das nur mit einem Humor sein, der versucht, in Bezug auf die Täter etwas zu erkennen. Über die Figur Grünbergs muss ich nichts erkennen, deshalb muss ich über sie auch nicht lachen. So habe ich eine bewusste Grenze gezogen zwischen der maroden Macht-Welt der Nazis oben in der Reichskanzlei und der gefährdeten Welt der Familie Grünbaum im Keller unten. Das ist eine Prämisse, die man kritisieren kann, aber ich hab mich damit am wohlsten gefühlt.

(dpa)/als. Am 9. Januar wird Dani Levys Hitler- Satire «Mein Führer» in Essen uraufgeführt. Im Vorfeld hat das zu Kontroversen geführt. So mahnte der Schriftsteller Ralph Giordano,

dass es Schaden anrichten könne, «wenn das Publikum denkt, Hitler sei eine Witzfigur». Hauptdarsteller Helge Schneider distanzierte sich aus andern Gründen: «Es geht nur noch darum, wie Hitler gesehen werden soll: nämlich als Schwächling. Das ist mir zu profan», liess der Komiker und Musiker im «Sonntags-Blick» verlauten. Der Basler Regisseur Dani Levy verteidigte das Konzept der Satire: «Das war eine Art Urschrei, der aus mir rausmusste: Ich will die zersetzen, ich will die runterholen von jeder Form von Glaubwürdigkeit, Grösse und denkmalgeschützter Steinernheit.» Levys abgrundtiefe Komödie möchte, so der ironische Untertitel des Films, «die wahrste Wahrheit» über den Führer erzählen - die Tatsache nämlich, dass Hitler (verkörpert von Helge Schneider) an schweren Depressionen litt, weil er in der Kindheit psychisch und physisch misshandelt wurde. Ein Gequälter quält - kann das Böse tatsächlich so banal begründet werden? Levys Film tut dies zumindest indirekt durch die Figur des jüdischen Schauspielers Adolf Grünbaum (Ulrich Mühe), der mit seiner Familie aus dem KZ Sachsenhausen geholt wird, um den vor sich hin dämmernden Hitler wieder - wie früher einmal - zu grossen Reden (und Taten) zu animieren . . . Dani Levys Film «Mein Führer» startet am 18. 1. in den Deutschschweizer Kinos.

<http://www.nzz.ch/2007/01/06/fe/articleESQR7.html>

06.01.07 **Der Tagesspiegel**

Peter Kasza

Hi hi Hitler. Am Donnerstag kommt Dani Levys Naziparodie in die Kinos. Und mit ihr die alte Frage: Darf man über Hitler lachen?

Max Bialystock und Leo Bloom hatten eine glänzende Idee: Für einen Anlagebetrug wollten sie den größten Broadwayflop aller Zeiten landen. So suchten sie nach einem Drehbuch, das alle Grenzen des guten Geschmacks sprengte, nach einem Stück, das einen so großen öffentlichen Aufschrei verursachte, dass es bereits nach der Premiere abgesetzt werden würde. Und sie wurden fündig: „Frühling für Hitler – das fröhliche Treiben von Adolf und Eva in Berchtesgaden“ war ein schöner Tabubruch: Das Stück war eine grandiose Verharmlosung, ja mehr noch: eine Glorifizierung Hitlers.

Die Produzenten ließen lächelnde SS-Männer und blonde Herrenrassemädels in Hakenkreuzformation über die Bühne tanzen, Hitler, gespielt von einem Hippie auf LSD, schwadronierte von der Weltherrschaft. Das konnte eigentlich nur schief gehen. Dann aber geschah das Unglaubliche: Die Zuschauer brüllten vor Lachen, sie verstanden das Stück als Satire. Der schöne Plan von Max und Leo war dahin, und sie fragten sich verzweifelt: „Was zur Hölle haben wir richtig gemacht?“

„The Producers“ hieß der Film, in dem Mel Brooks 1968 die Geschichte von Max und Leo erzählte. Er war beides: eine Persiflage auf die kulturindustrielle Ausnutzung der Nazi- und Hitlerfaszination und zugleich ein Statement: Ja, über Hitler kann man lachen. Das fanden damals allerdings nicht alle, und es kam zur schizophrenen Situation, dass Regisseur Brooks genau das widerfuhr, was seine Protagonisten angestrebt hatten: Er erhielt eine Menge Briefe, deren empörter Tenor war: „Über Hitler kann man nicht lachen!“

Nun versucht sich Regisseur Dani Levy mit „Mein Führer – Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler“ am heiklen Genre der Hitlersatire. Helge Schneider mimt den Führer, der sich 1944 im goldenen Frotteetrainingsanzug mit Hilfe des jüdischen Schauspielers Grünbaum auf die Rede aller Reden vorbereitet; der zusammen mit Eva Braun Urlaubsfilme guckt und sie mit der Hammondorgel musikalisch unterlegt; der sich anschließend an Evas Begattung versucht („Ich spüre sie nicht, mein Führer“ – „Nein? Dann werde ich mich vergrößern.“); und der seinerseits von Hund Blondi bestiegen wird.

Die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ fragte Regisseur Levy in Vorwegnahme auf die anstehende Feuilleton-Debatte bereits Mitte Dezember: „Darf man über Hitler lachen?“ Levy antwortete naheliegenderweise mit „Ja“. Und wieder ist sie da, die Frage, die so alt ist, wie die Hitlerparodie selbst. Seit 1940, seit dem „Großen Diktator“ wird sie gestellt. Nur die Intention der Fragesteller hat sich im Laufe der Zeit gewandelt.

Vor allem bei Filmen wurde lebhaft diskutiert, denn so wie Hitler die Menschen vor allem dann in seinen Bann zog, wenn er live sprach, wenn sie ihn sehen und hören konnten, so entfaltet Hitler auch erst sein ganzes lächerliches Potential, wenn man ihn sieht, wenn man ihn hört. Der Grat zwischen rhetorischem Dämon und rumpelstilzchenhafter Witzfigur ist schmal: Dieser übertriebene Wechsel zwischen Gebrüll und Geflüster, die inszenierten Pausen, dieses Augenrollen, diese soltsame Aussprache und natürlich dieser blöde Bart. Und dem liefen die Deutschen hinterher.

Charlie Chaplin empfand genau das, als er 1938 einen Stapel Hitlerbilder in die Hände bekam. „Ich konnte Hitler nicht ernst nehmen. Jede Postkarte zeigte eine andere Pose: Einmal griff er mit klauenartigen Händen in die Menschenmasse, dann wieder hatte er wie ein Kricketspieler beim Schlag den einen Arm steil emporgereckt, während der andere schlaff herabhing. Auf der nächsten Karte sah man ihn mit ausgestreckten Händen, die Fäuste geballt, als hebe er eine Hantel. Die Gebärde des Grußes, bei der er die Hand über die Schulter zurückwarf, wobei die Handfläche nach oben gerichtet war, erweckte in mir den Wunsch, ein Tablett mit schmutzigen Tellern draufzustellen. Das ist ein Verrückter, dachte ich.“ Und eine Witzfigur, die obendrein auch noch so aussah, wie Chaplins legendäre Figur aus den Stummfilmtagen: der Tramp.

Was also lag näher, als eine Verwechslungskomödie zwischen Diktator und Tramp? Chaplin inszenierte die Geschichte des kleinen jüdischen Friseurs und des Großen Diktators Adenoid Hynkel, die sich äußerlich kaum unterschieden, innerlich aber sehr wohl. Am Ende der Komödie wird der Diktator in sein eigenes KZ eingeliefert, und der Friseur hält in Uniform eine flammende Rede für die Menschlichkeit.

„Der Große Diktator“ ist die Mutter aller Hitlerparodien, und er ist die treffendste. Wenn Hynkel mit der Weltkugel tanzt bis sie platzt, wenn er sich in seinem Friseurstuhl in die Höhe pumpt, nur um seinen Diktator-Kollegen Napaloni an Größe zu übertreffen, dann sagt das mehr über die Psyche des Faschismus aus als alle Anti-Nazi-Filme, die Hollywood später auf den Markt warf. Aber noch war es längst nicht so weit. Denn als Chaplins Film 1940 in die Kinos kam, war sofort die Frage da: „Darf man über Hitler lachen?“

Dass die Nazi-Presse gar nicht fand, dass man über den Führer lachen dürfe, war klar. Die Filme des „Zappeljuden Chaplin“ (Nazi-Jargon) waren in Deutschland ohnehin seit 1934 verboten, und als bekannt wurde, dass Chaplin dabei war, den „Großen Diktator“ zu drehen, krächte der „Deutsche Filmkurier“: „Die jüdische Minderheit darf also in den USA unbehelligt den Führer einer fremden großen Nation verhöhnen. Wann wird Amerika diese selbstverständliche Anstandspflicht zwischen Völkern aufbringen, derartige Unverschämtheiten, wie sie der Jude Charlie Chaplin im Schilde führt, zu verhindern?“ Ja, ja, es wäre vom propagandistischen Standpunkt her gesehen zu schön gewesen, wenn Chaplin wirklich Jude gewesen wäre. Aber nicht einmal diesen Gefallen tat er den Nazis. Er war einfach kein Jude.

Aber nicht nur in Deutschland, auch in den USA sah sich Chaplin massiver Kritik ausgesetzt. Natürlich wetterten die amerikanischen Nazis und Antisemiten – und davon gab es eine ganze Menge, wie die Fülle an Drohbriefen an Chaplin zeigt – gegen den Film. Aber auch die Zensurbehörde hielt eine Hitlersatire für keine sonderlich gute Idee. Die Begründung: Man solle Hitler nicht zusätzlich provozieren. Eine Einschätzung, die auch die Mehrheit der Bevölkerung teilte. 1939 waren 96 Prozent der Amerikaner gegen einen Kriegseintritt ihres Landes. Was in Europa passierte, war ihnen egal, Hauptsache, sie hatten damit nichts zu

tun. Chaplin setzte den Film gegen alle Widerstände durch. „Ich wollte“, sagte er, „unbedingt den mystischen Unsinn über eine reinblütige Rasse zum Gespött werden lassen.“

Ernst Lubitschs Ansinnen war ähnlich. Er wollte die Nazis als Schmierenskomödianten entlarven und den Nationalsozialismus als aufgeblasenes Theater. 1942 kam mit „Sein oder Nichtsein“ der zweite Klassiker der Hitlerpersiflage in die Kinos. Polen, kurz nach dem Einmarsch der deutschen Truppen: Die Schauspieler eines Warschauer Theaters werden zu unfreiwilligen Partisanen. Sie schlüpfen selbst in die Rolle der Nazis, führen die wahren Nazis an der Nase herum und spielen sich selbst in die Freiheit. Der Schauspieler Brodski gibt dabei einen überzeugenden Hitler ab, mit lustigem Bart und schneidigem Gestus, nur eine künstlerische Freiheit nimmt er sich bei seiner Diktatoreninterpretation. Auf das „Heil-Hitler“-Gebrüll seiner Gegenüber pflegt er mit „Heil mir selbst“ zu antworten. Lubitschs Film kam zwei Jahre nach dem „Großen Diktator“ in die Kinos, und wieder wurde die Frage gestellt: „Darf man über Hitler lachen?“ Nur mittlerweile aus ganz anderem Grund. Es ging nicht mehr darum, Hitler nicht zu verärgern. Ganz im Gegenteil. Der Vorwurf an Lubitsch lautete: absurde Verharmlosung Hitlers und der Nazis, hart am Rande der Geschmacklosigkeit, der Film mache sich über die Leiden der polnischen Bevölkerung lustig.

Der Grund für die Gemütsdrehung lag in der weltpolitischen Lage. Die Japaner hatten Amerika mit einer Fülle von Bomben vor Pearl Harbor aus dem isolationistischen Schlaf gerissen, die Deutschen hatten Amerika den Krieg erklärt, und plötzlich konnte Hitler gar nicht mehr negativ genug dargestellt werden. Ganz Hollywood trat zum Kriegsdienst an, inklusive Mickey Mouse und den Drei Schweinchen, die in einem Disney-Zeichentrickfilm gegen einen Wolf antraten, der eine nicht zu übersehende Ähnlichkeit mit Hitler aufwies. Feinsinnige Satire, wie sie Lubitsch in seinem Film anwandte, war nicht gefragt. Seine Nazis waren keine brutalen Schläger oder Folterknechte, seine Nazis waren Biedermänner, Schreibtischtäter, und eigentlich gar nicht so unsympathisch. Menschen eben. Der Film wurde zu Lubitsch' größter Katastrophe – als Opfer der Zeit von der Kritik zerrissen, ein wirtschaftlicher Flop.

„Der Große Diktator“ und „Sein oder Nichtsein“ konnten Hitler noch relativ zwanglos persiflieren, weil sie in gewisser Weise unschuldig waren. Zwar thematisierten beide den Terror der Nazis gegen Juden und Polen – vom unvorstellbaren Ausmaß des Holocausts wussten die Regisseure indes noch nichts. „Hätte ich etwas von den Schrecken der deutschen Konzentrationslager gewusst, ich hätte den Großen Diktator nicht zustande bringen, hätte mich über den mörderischen Wahnsinn der Nazis nicht lustig machen können“, sagte Chaplin 1964.

Nach dem Krieg war den Menschen im Angesicht des Holocausts das Lachen vergangen. Nicht einmal ernsthaft wollte man sich im Kino mit Hitler auseinandersetzen, und jedes Mal, wenn es doch geschah, war die Kritik groß. Einen solchen Massenmörder kann man gar nicht fiktional darstellen, hieß es. Das war 1955 so, als Georg Wilhelm Pabsts „Der letzte Akt“ in die Kinos kam, in dem der Burgschauspieler Albin Skoda einen total entmenschlichten Hitler mimte, das war 1973 so, als Alec Guinness in „Hitler - die letzten zehn Tage“ den Führer spielte, und auch 2004, als Oliver Hirschbiegels „Der Untergang“ und ein Jahr danach Heinrich Breloers „Speer und Er“ herauskamen, gab es die Diskussion: Darf man Hitler menschlich darstellen? Darf man ihn überhaupt darstellen?

Denn natürlich besteht die Gefahr, dass Hitler dadurch seinen Schrecken verliert. Wenn sich Bruno Ganz als Hitler bei der Köchin für die vegetarischen Nudeln bedankt („Danke, das war sähr got!“) ist das unabsichtlich komisch, und wenn Tobias Moretti als Hitler in „Speer und Er“ mit einem quietschenden Expander die Oberarmmuskeln trainiert, damit er bei den stundenlangen Paraden nicht schlapp macht („Achten Sä mal darauf, Speer, wie oft der Göring den Arm absätzen muss!“), da spürt man, dass der Regisseur der Ironie einfach nicht widerstehen konnte.

Aber eine reine Satire über Hitler? Heißt über ihn zu lachen, nicht auch über den Holocaust

lachen? Nein, sagte Regisseur Mel Brooks, solange man Hitler vom Holocaust trennt. Brooks war 1968 der erste, der sich im Kino über Hitler lustig machte, und er ist so etwas, wie der Mehrfachverwerter des Hitler-Witzes. 2001 schrieb er eine äußerst erfolgreiche Broadwayversion des Stückes, vergangenes Jahr folgte ein Kinoremake mit Uma Thurman und Matthew Broderick, und bereits 1983 spielte er in einem Remake von „Sein oder Nichtsein“ Hitler selbst, oder besser gesagt: Mel Brooks spielte Mel Brooks mit Hitlerbärtchen, kalauernd und zotig. Dieser Hitler war keine Satire auf den real existierenden Adolf mit all seinen übertriebenen Gesten, mit seiner Lächerlichkeit. Es war ein enthitlerisierter Adolf.

Steven Spielberg gönnte Hitler 1989 einen komischen Kurzauftritt in „Indiana Jones – Der letzte Kreuzzug“. Anlässlich der feierlichen Bücherverbrennung zu Berlin rumpelt Indiana Jones unabsichtlich mit Hitler zusammen, der dem verblüfften Helden ungewollt ein Autogramm ins Büchlein krakelt. Gesagt hat Hitler bei seinem Auftritt nichts.

In Deutschland selbst tat man sich am schwersten mit dem Lachen über Hitler. „Der Große Diktator“ konnte erst 1958 in ein paar deutschen Kinos gezeigt werden, „Sein oder Nichtsein“ erst 1960. Große Kassenschlager waren sie auch dann nicht, was kein Wunder war, denn wie sollte sich eine Gesellschaft, die sich noch nicht einmal ansatzweise mit ihrer Vergangenheit auseinandergesetzt hatte, über ihre Blödheit, einer solchen Witzfigur nachgelaufen zu sein, lachen können?

Große Hitlersatiren für ein Massenpublikum gab es in Deutschland bis dato nicht. Natürlich kam Berufsprovokateur Christoph Schlingensiefel nicht an Hitler vorbei, und das gleich zweimal. 1986 ließ er im Experimentalfilm „Menü total“ einen etwas entrückten Hitler auf einem Balkon eine Rede halten (damals schon: Helge Schneider), drei Jahre später machte er dem Führer mit „100 Jahre Adolf Hitler“ dann noch ein feines Geburtstagsgeschenk. Er sperrte neun Menschen zusammen, und filmte sie 16 Stunden lang am Stück. Es ging um die letzten Tage im Führerbunker. Udo Kier als Hitler hängte sein Gesäß in eine Farbschüssel und machte einen feinen Abdruck an die Wand. Der Aufruhr war verhalten.

Das Tabu „Lachen über Hitler“ wurde aber erst richtig in den letzten zehn Jahren gebrochen, über Umwege. 1997 zeigte Roberto Benigni mit „Das Leben ist schön“, dass sogar Lachen im Holocaust möglich ist, und 2004 zeigte Bruno Ganz, dass Hitler, sehr zum Erschrecken vieler, ein Mensch war. Der Film und die Diskussion darüber waren der Wegbereiter für Dani Levys Satire. Einen Anti-Untergang wollte er machen. „Ich will diesem zynischen, psychisch verwahrlosten Menschen nicht die Ehre einer realistischen Darstellung gewähren.“ So bedient er sich Anleihen aus den Klassikern der Hitlersatire. Wie im „Großen Diktator“ wählt auch er die Konstellation verfolgter Jude – verfolgender Diktator, auch hier kommt ein Globus vor, der Hitler allerdings als Aufbewahrungsort für seine Medikamente dient, und auch hier hält der Jude an Hitlers statt die Schlussrede.

Dazwischen ist viel Klamauk und wenig Witz, bis die Friseurin dem Hitler versehentlich sein Markenzeichen absäbelt. Dann sitzt er da, ganz ohne Hitler-Bürste, und ist plötzlich auch kein Hitler mehr. Die Bedeutung kommt erst mit dem Bart. Wie armselig das ist. Und wie witzig.

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/06.01.2007/2992937.asp>

06.01.2007 Frankfurter Allgemeine Zeitung S. 35

Andreas Platthaus

Der Diktator als Prügelknabe. Hitler-Parodien

„Hitler zu veralbern schien uns wichtig zu sein.“ Der Satz stammt nicht von dem Filmregisseur Dani Levy, dessen Komödie „Mein Führer“ am Montag in Essen ihre Premiere erleben wird und seit Wochen Anlass dazu gibt, Recht- oder Unrechtmäßigkeit von humoristischen Darstellungen Hitlers zu debattieren. Der Satz stammt vielmehr von dem Trickfilmer Ward Kimball, einem Mann, der sich vier Jahre lang, von 1941 bis 1945, mit wenig anderem beschäftigt hat, als Hitler zu veralbern.

Denn die Liste der Hitlerparodien, -travestien und -satiren umfasst weitaus mehr als die immer wieder erwähnten Filme „Der große Diktator“ von Charlie Chaplin (1940) und „Sein oder Nichtsein“ von Ernst Lubitsch (1942). Sobald die Amerikaner 1941 ihre bis dahin mühsam gewahrte Neutralität aufgaben, wurde der Spott über Hitler ein gewaltiges Medienphänomen. Allerdings in Formen, die mehr als die beiden subtilen Komödien am Massengeschmack orientiert waren, nämlich vor allem in Trickfilm und Comic.

Wüterich oder Würstchen

Dort konnte man aus Hitler wahlweise einen choleralischen Wüterich oder ein wehleidiges Würstchen machen, und diese Veralberung durch die Banalisierung des Dämonischen ist bis heute der prägende Zug der meisten Hitlerkomik geblieben. Walt Disney etwa verspottete Hitler in „Education for Death“ von 1943 als schwächlichen Siegfried, der eine übergewichtige Germania in den Sattel heben will, im Abspann von „Der Fuehrer's Face“, für den Disney 1944 den Oscar erhielt, pfeffert Donald Duck dem Führer eine Tomate ins Gesicht. Und in dem grandiosen Trickfilm „Russian Rhapsody“, den Robert Clampett 1944 nach einem Entwurf des Kinderbuchautors Roald Dahl drehte, fliegt Hitler höchstpersönlich als Bomberpilot nach Moskau, als sein Flugzeug von den Gremlins sabotiert wird: kleinen koboldartigen Wesen, die den Diktator mit einer Stalin-Maske zu Tode erschrecken.

Die Comics waren noch früher als die Filmindustrie auf Konfrontationskurs zu Deutschland eingeschwenkt. Superhelden wie Captain America oder Daredevil drangen schon vor Kriegseintritt der Vereinigten Staaten regelmäßig in Hitlers Hauptquartier ein und prügelten ihn windelweich. Wesentlich gesitteter benahm sich Superman, der 1940 Hitler und Mussolini entführte, um sie vom Völkerbund aburteilen zu lassen. Und Will Eisner ließ seinen maskierten Rächer „Spirit“ im Frühjahr 1941 auf einen schreckhaften Hitler treffen, der inkognito nach New York gereist war und sich dort zur Demokratie bekehren ließ, ehe sein in Deutschland verbliebener Doppelgänger ihn ermorden ließ. Neben den Schießbudenfiguren gab es also auch nachdenkliche Satiren.

Rülpsen und Gefluce

Aber sie alle - ob Trickfilm oder Comic - hatten einen Vorteil: Durch die Verfremdung, die die Zeichnungen erfordern, war eine Distanz zur Wirklichkeit schon gewährleistet, der Vorwurf der Verharmlosung des realen Schreckens verfiel nicht. Norman McCabe, Regisseur des Kurzfilms „The Ducktators“ von 1942, der Hitler, Mussolini und Hirohito als großenwahnsinnige Unruhestifter auf einem friedlichen Geflügelhof zeichnet, hat zu den Darstellungen der gegnerischen Machthaber während des Zweiten Weltkriegs angemerkt: „Wenn man den Feind als Verrückten zeigt, dann ist das im Cartoon ein viel geringeres Problem als im Spielfilm.“ Chaplins „Großer Diktator“ wurde denn auch von der amerikanischen Kritik zurückhaltend aufgenommen, doch sie lobte immerhin das Verfahren seiner Satire: „Abscheu, zum Ausdruck gebracht durch die Grundtricks des primitiven Vaudeville, durch Kauderwelsch, Rülpsen, Gefluce und Äthersalat. Nur bei Juvenal findet man Vergleichbares.“ Deshalb setzten die Hitler-Parodisten und -Satiriker danach konsequent auf dieses Rezept.

Chaplin behauptet in seiner Autobiographie, er hätte den Film nicht gedreht, wenn er 1940 schon Kenntnis von den Konzentrationslagern gehabt hätte. Auch diese Haltung zu Hitler als Witzfigur ist bis heute häufig zu finden. Für Deutschland ist Adorno maßgeblich, der in seiner „Ästhetischen Theorie“ zum Humor allgemein ausführte: „Das Unrecht, das alle heitere Kunst, vollends die der Unterhaltung begeht, ist wohl eines an den Toten, am akkumulierten und sprachlosen Schmerz.“ Das war nicht explizit auf das Lachen über Hitler gemünzt, doch der Bezug ist eindeutig. Adorno hat vergessen oder nicht akzeptieren können, was Jean Paul Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in seiner „Vorschule der Ästhetik“ den Deutschen noch ins Stammbuch geschrieben hatte: „Gleichwohl wären wir vielleicht alle noch ernsthaft genug für den einen oder andern Spaß, wenn wir mehr Staats-Bürger (citoyens) als Spieß-Bürger wären.“

Das Komischste über Hitler

Jetzt behauptet der Soziologe Klaus Boehncke, die Deutschen könnten nur deshalb über Hitler lachen, weil dessen Verbrechen mittlerweile lange genug zurücklägen. Gelacht wurde aber auch, als 1958 „Der große Diktator“ in deutsche Kinos kam und zwei Jahre später „Sein oder Nichtsein“. Oder als 1997 der Comic „Adolf“ von Walter Moers erschienen, der das Komischste darstellt, was über Hitler bisher verfasst wurde.

Dass das nach der Vorlage von Moers gestaltete Trickfilmvideo zu dem vom Kabarettisten Thomas Pigor gesungenen Lied „Ich hock in meinem Bonker“ zu einem millionenfach angewählten Interneterfolg werden würde (siehe: Moers' Hitler-Clip: Die Wanne ist voll Führer), war trotzdem nicht zu erwarten. Dabei hat Pigor schon Jahre früher die fulminante Parodie eines Werbejingles gesungen: „Hitler - das Eau de Cologne für den Mann“. Und im Internet reüssiert seit Monaten der einer Bühnenummer von Gerhard Polt unterlegte Zusammenschnitt von Filmaufnahmen einer Hitler-Rede, die den Diktator als betrogenen Leasingvertragspartner stammeln lässt.

Er ist ja noch viel witziger

Helge Schneider, der in Levys „Mein Führer“ die Hauptrolle spielt, will Hitler nicht als gespielten Witz sehen: „So wie er war, ist er ja noch viel witziger.“ Auf dieses Rezept hat aber nicht einmal sein Regisseur gesetzt. Die wunderbarsten Hitler-Veräberungen leben von jenem Kontrast zwischen Pathos und Banalität, der laut Jean Paul das Komische begründet. Das Pathos liefert die Dämonologie rund um Hitler. Gegen sie setzte Mel Brooks in seiner Komödie „The Producers“ 1967 die Bühnenfarce „Springtime for Hitler“ mit dem Diktator als kläglichem Bohemien und Eva Braun als prallem Trachtenmädel. 1983 legte Brooks noch nach und kam mit seinem Lied „To Be or Not to Be (The Hitler Rap)“ und dessen groteskem Video international in die Hitparaden.

Wenn sich nun Skeptiker wie Ralph Giordano melden, die fürchten, dass Hitler als Witzfigur verharmlost werde, muss man nur auf eine Ausgabe der SS-Zeitschrift „Das Schwarze Corps“ von 1940 verweisen, in der der bereits erwähnte Superman-Comic zum Gegenstand einer geifernden Polemik wurde. Witzfigur - das wollte Hitler um keinen Preis sein, in der Führer-Inszenierung sollte kein Humor zu finden sein. Diesen Triumph darf man ihm nicht gönnen.

<http://www.faz.net/s/Rub117C535CDF414415BB243B181B8B60AE/Doc~E7B612FDAC3E14FC9AFC9D84A053ABE0F~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

06.01.07 Frankfurter Rundschau

Ina Hartwig

Hier wird selbst geheilt. Lachen über Hitler

Über den "Führer" ist schon gelacht worden, als er noch lebte. *Haben Sie Hitler gesehen?* heißt ein Bändchen, das Walter Kempowski in den siebziger Jahren herausbrachte: Hier kann man lesen, was Volkes Stimme über den Führer zum Besten gab. Hemmungslos schwelgten manche, die ihn gesehen hatten, in der Faszination für die "blauen" Augen Hitlers; es wurden aber auch jede Menge Witze gerissen. So wurde etwa des Führers Genital als "der letzte Arbeitslose Deutschlands" verhöhnt, in Anspielung auf Hitlers Kinderlosigkeit. Die von Kempowski gesammelten Aussprüche demonstrieren zweierlei: Das Lachen über den nationalsozialistischen Diktator hatte eine Entlastungsfunktion (vergleichbar den späteren DDR-Witzen), und das Lachen packt Hitler bei seiner "Menschlichkeit".

Jene Menschlichkeit - das vergessen moralische Warner wie jetzt Ralph Giordano anlässlich der Klamotte *Mein Führer* von Dani Levy mit Helge Schneider in der Rolle Hitlers -, jene Menschlichkeit ermöglicht überhaupt erst die Ridikülisierung. Gerade die Unvereinbarkeit der Dimensionen - das Böse einerseits, das lächerlich Alltägliche andererseits - ist die Bedingung der Komik, und damit ein unverzichtbares Stilmittel. Es sei denn, man stellte sich auf den rigorosen Standpunkt, dass das Lachen über Hitler wegen Banalisierungsgefahr grundsätzlich abzulehnen sei. Doch trägt der beste Essay, der je über diesen Menschheitsvernichter geschrieben wurde, die "menschliche" Dimension schon im Titel: *Bruder Hitler*. Thomas Mann hat die Polemik 1938, kurz vor seiner Übersiedelung nach Amerika, geschrieben und sich gerade über banale Eigenschaften dem "fatalen Seelenleben" Hitlers genähert.

Dass heute sogar über die Shoa gelacht werden kann, liegt am Genie des New Yorker Cartoonisten Art Spiegelman, dessen *Maus-Comics* die Überlebensgeschichte seines Vaters erzählen. Aber gut, es mag eine Frage der Generation sein, eine Frage des persönlich Erlebten, wie die Empfindlichkeiten im Einzelfall ausfallen. Die Überlebenden denken und fühlen offenbar anders als die großen jüdischen Komiker der nächsten Generationen, wie eben Art Spiegelman, oder wie der Brite Sacha Baron Cohen, der zur Zeit als kasachischer TV-Journalist *Borat* so genüsslich wie abgründig, so geschmacklos wie zynisch den zeitgenössischen Antisemitismus und Rassismus aufwühlt.

Unter den bedeutenden Hitler-Parodien, zu denen natürlich Chaplins *Großer Diktator* zählt, ist Ernst Lubitschs *Sein oder Nichtsein* aus dem Jahr 1942 nach wie vor unübertroffen. Lubitsch, der schon in den zwanziger Jahren aus Deutschland nach Hollywood emigrierte, soll gesagt haben, hätte er während der Filmaufnahmen die Dimension der Massenvernichtung in Auschwitz und anderswo bereits gekannt, dann hätte er die Komödie - sie spielt in Polen - nicht gedreht. Es wäre ein Jammer.

Denn was gibt es Schöneres als auf höchstem Niveau über einen entsetzlichen Diktator zu lachen? Im Moment des Lachens ist seine Gefährlichkeit gebannt, ist er seiner Lächerlichkeit preisgegeben. Lubitschs Einfall, den Hitler-Gruß vom Führer mit "Ich heil mich selbst" erwidern zu lassen, war einfach fulminant: Eine rhetorische Kastration, wirkungsvoller als jede wohlformulierte Kritik. Nun ist es natürlich ein Unterschied, ob man vom Lachen innerhalb der Diktatur spricht - das lebensgefährlich sein kann -, oder ob man sich, wie wir heute, gemütlich im Kinosessel zurücklehnt, um das Spektakel der Entdämonisierung zu genießen.

Der Dämonisierung Hitlers wiederum galt einmal die Sorge des Historikers Saul Friedländer, dessen epochales Werk über *Die Jahre der Vernichtung* im vergangenen Herbst in aller Munde war. 1982 hatte Friedländer unter dem Titel *Kitsch und Tod* ein schmales Buch über den ästhetischen Widerschein des Nazismus veröffentlicht. In den siebziger und achtziger Jahren meinte er einen "neuen Diskurs" entdeckt zu haben in Filmen wie Fassbinders *Lili Marleen*, Hans-Jürgen Syberbergs *Hitler, ein Film aus Deutschland*, aber auch in den

Erinnerungen von Albert Speer und in Joachim Fests Hitler-Biographie: "Hitler als Allerweltsmensch, dieses Thema wird im neuen Diskurs wieder angeschlagen, und es ist wieder die Aura sentimentalen Kitsches...".

Die Sorge hat sich in 25 Jahren überlebt. Heute schlagen wir uns mit Bomben auf *Dresden* oder einem gefühligen *Untergang* herum. Oder mit einer neuen Hitler-Komödie. Wer weiß, vielleicht taugt sie ja was?

http://www.frankfurter-rundschau.de/in_und_ausland/kultur_und_medien/feuilleton/?em_cnt=1044445

6.1.2007 die tageszeitung S. 11

Cristina Nord

Autoritäre Fixierung. DARF MAN ÜBER HITLER LACHEN? DAS IST SCHON DIE FALSCHER FRAGE

Seit die Premiere von Dani Levys Film "Mein Führer" näher rückt, wird wieder die Frage gestellt: Darf man über Hitler lachen? Levy zeigt Hitler mehr als einmal in lächerlichen Lagen: Auf allen vieren bellend und von seiner Hündin Blondie bestiegen. Im Bett mit Eva Braun, unbeholfen und impotent. Mit halbem Bart und heiser krächzend. Dem Film mag es an Subtilität fehlen, auch an Aberwitz und Screwball-Qualitäten. Doch wenn Levy einem groben Humor zuneigt, dann ist dies eher sein Problem und noch kein Grund zur Bedenkenträgererei. Dennoch warnt schon jetzt Ralph Giordano, es richte "Schaden an, wenn das Publikum denkt, Hitler sei eine Witzfigur". Das zeigt, wie reflexhaft und gedankenarm in Deutschland über den Nationalsozialismus diskutiert wird.

Es ist seltsam: Vor 65 Jahren landete im Konzentrationslager, wer Witze über Hitler machte. Und noch immer scheint es, als bedürfe es einer Lizenz zum Lachen: ganz so, als gäbe es eine übergeordnete Instanz, die entscheiden könnte, wo gelacht werden darf und wo nicht. Bei Chaplin oder Lubitsch darf man, weil sie als filmhistorische Schwergewichte gelten; bei Levy lässt man lieber Vorsicht walten. Doch diese Vorstellung ist ähnlich autoritätsfixiert wie der Nationalsozialismus selbst.

Wovor hat man Angst? Vor Bagatellisierung? Vor Entlastung? Gegenfrage: Ist ein bleischweres Führerbunkerdrama wie "Der Untergang" nicht viel apologetischer? Indem es Hitler so ernst nimmt, dass es ihn verstehen will, zollt es ihm eben jenen Respekt, den man dem Mann doch bitte schön wenigstens postum versagen sollte. Das Lachen dagegen birgt die Chance der Respektlosigkeit.

Filmemacher und Theaterregisseure wie Christoph Schlingensiefel oder René Pollesch haben das begriffen und in ihren Arbeiten Formen der komischen Überbietung entwickelt. Dabei setzen sie eine Fantasie frei: Wer imstande ist, Hitler der Lächerlichkeit anheimzugeben, der ist auch imstande, ihn - zumindest post festum - auszuschalten. Das ist zwar Denken im Irrealis. Aber tausendmal sympathischer, als sich in Hitler einfühlen zu wollen. Und es bevormundet den Betrachter weit weniger, als all die ernsthaften deutschen Nazifilmer es tun.

<http://www.taz.de/pt/2007/01/06/a0153.1/text>

6.1.2007 die tageszeitung S. 21

WALTER ROTHSCHILD

Ich spüre Sie nicht, mein Führer

Vielleicht kein feiner Humor, aber ein heilsamer: Der Berliner Rabbiner Walter Rothschild über Dani Levys Hitler-Film, der nächste Woche startet

Kommende Woche läuft Dani Levys Hitler-Film "Mein Führer" an - Hauptdarsteller: Helge Schneider. Der in Berlin lebende Brite Walter Rothschild, Landesrabbiner von Schleswig-Holstein, hat ihn sich für die taz angeschaut.

Humor ist Geschmackssache. Ich will lieber geschmacklos als humorlos sein. So schaut man sich "Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler" an und spürt: Humor. Bitteren, sardonischen Humor. In Trümmern, aus Zerstörung, Versagen und Niederlage heraus - regt sich ein pompöser Führer hervor, der seine Pompösität verloren hat.

Eigentlich gibt es nichts Neues unter die Sonne. Jeder, der die Geschichte von Jael und Sisera kennt, aus Richter, Kapitel 4, kennt das Bild von einem starken Führer, der schwach wird, der ohnmächtig wird, der dürstet, der schläft - der ein ganz normaler Mensch ist. Der deswegen sterben kann. Kurz nachdem der zweite Nebukadnezar als ein normaler Sterblicher in Bagdad aufgehängt worden ist und 62 Jahre nach der dargestellten Zeit haben wir Gelegenheit, Hitler als ganz normalen, schwachen Menschen zu sehen - in schlechter Laune, im Bad, weinend, verzweifelt, tief von einer unglücklichen Kindheit geprägt, ein Mann, der bereit ist, auf dem Boden zu knien, wo er von seinem Hund Blondie bestiegen wird ... obwohl er selber, als er mit der verzweifelten Eva Braun versucht, etwas zu schaffen, eigentlich ein impotenter Potentat ist. "Ich spüre Sie nicht, mein Führer." Welch Liebesbotschaft! Was für ein charismatischer Weltherrscher!

Eine Komödie ist es nicht, im normalen Sinn - mehr tragikomisch, weil wir wissen: Fast alle, die hier erscheinen, werden innerhalb von sechs Monaten tot sein. Nichts ist, wie es scheint - die Kulissen stehen vor dem ausgebombten Berlin, die hohen Herrschaften beschäftigen sich kleinstädtisch mit Titeln und Machtkämpfen, die eifrigen Untertanen fallen über sich selber her, mit wiederholten Hitlergrüßen, Rangkämpfen und endloser Bürokratie. Ohne ein "Formular 512 /IV" kann sich nichts bewegen, auch mitten im Krieg nicht. Es braucht 136 Stempel, um einen Gefangenen aus Sachsenhausen zu bringen. Es ist ein Gefangener, der sich immer noch als "Professor" betiteln lässt, der auf seine Würde besteht. Dem es sogar gelingt, Hitler beizubringen, das Schlagen hilfloser Kinder sei "charakterlos" ...

Der Held des Films ist eigentlich Goebbels, der es schafft, alle zu betrügen: seinen Führer, seine Kollegen, seine Frau, seine Statisten und seine Untertanen, sein Volk. Alles ist von ihm "inszenierte Realität". Der jüdische Professor tut, was er kann, um seine Familie, seine Freunde, seine Mitgefangenen zu retten, muss aber am Ende dem deutschen Volk eine bittere Botschaft bringen: "Heil dich selbst."

Als Engländer kenne ich die Werke von Spike Milligan, der es auch schon vor Jahrzehnten geschafft hat, Hitler als kleinen Mann lächerlich zu machen. Vielleicht kann Deutschland sich nur heilen, wenn Deutsche wirklich über diesen Mann lachen können, als Verführer statt Führer. Es wird kein feiner Humor sein - aber doch heilsam.

Dani Levys Film ist superb. Kulissen, Location, Kamera, Inszenierung, Licht, Ton, die feinen Details - alles wunderbar. Und der Inhalt. Man lacht, und man denkt, und man weint. Weil die wahrste Wahrheit immer scherzhaft und schmerzhaft sein muss.

<http://www.taz.de/pt/2007/01/06/a0171.1/text>

5.01.07 Die Welt

Peter Zander

So ist Dani Levys "Mein Führer"

Es hagelt Kritik, und Hauptdarsteller Helge Schneider distanziert sich: An der Hitler-Komödie, die nächsten Donnerstag ins Kino kommt, entzündet sich eine Debatte. Doch der Film ist halbherzig gemacht und zu harmlos. Regisseur Levy steht sich selbst im Weg.

Darf man über Hitler lachen? Die Frage ist längst beantwortet. Seit Lubitschs „Sein oder nicht sein“ – auch wenn da eigentlich nur über ein Hitler-Double gelacht wurde. Seit „Der große Diktator“ – auch wenn Charlie Chaplin später erklärte, er hätte den Film nie gedreht, wenn er damals schon vom ganzen Ausmaß des Holocaust gewusst hätte. Und spätestens seit dem Musical „The Producers“ – auch wenn sich deren Producer Mel Brooks noch 2006 nicht traute, den Film auf der Berlinale zu präsentieren. Man darf, ja muss vielleicht sogar über Hitler lachen können. Um ihn auch auf diese Weise endgültig zu entmystifizieren.

Doch nun hat Dani Levys Hitler-Komödie „Mein Kampf“ schon eine Woche, bevor sie in die Kinos kommt, die Diskussion noch einmal neu entfacht. Wobei – und das ist in dieser Weise neu – die Kritik von außen wie aus dem Team selbst kommt. Erst gab der Schriftsteller Ralph Giordano (ohne den Film gesehen zu haben) sein „Bauchgrummeln“ kund über den Zusammenhang zwischen „Hitler“ und „Humor“. Dann distanzierte sich ausgerechnet der Hauptdarsteller Helge Schneider vom fertigen Film.

Aber auch die Macher selbst verraten eine gewisse Unsicherheit. Im Buch zum Film verteidigt der Filmhistoriker Georg Seeßlen das Vorgehen in einem langen Essay: „Zu Hitler muss uns immer wieder etwas einfallen.“ Und die Produktionsfirma X-Filme gibt eine Testvorführung, nach der Regisseur Dani Levy den Film noch einmal neu schneidet und zugibt, bis zum Schluss unsicher gewesen zu sein.

Berlin, Ende 1944. Der totale Krieg scheint verloren. Hitler ist depressiv – und will nachts sogar mit seinem Schäferhund Blondi stufen gehen. Da verfällt Goebbels (Sylvester Groth) auf einen teuflischen Plan: Einst hat ein Schauspieler Hitler im Reden und Auftreten den letzten Schliff gegeben. Der Mann heißt allerdings Grünbaum, Adolf Grünbaum (Ulrich Mühe), ist Jude und im KZ Sachsenhausen interniert. Immerhin lebt er noch und wird jetzt – „Die Endlösung dürfen Sie nicht persönlich nehmen“ – in die Reichskanzlei gebracht, um den Führer aufzupäppeln.

Das entbehrt nicht einer gewissen historischen Grundlage: Paul Devrient, seinerseits Opernsänger und Stimmbildner, hatte Hitler im Jahre 1932 für sieben Monate begleitet und zum Demagogen geschliffen, was Bertolt Brecht bereits 1941 in „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“ parodierte. George Tabori ging 1987 in seiner Farce „Mein Kampf“ noch weiter, als aus dem Ausbilder ein Jude wurde, der dann das erste Opfer seines Geschöpfes wurde. Levy, ein Jude und Spross einer Familie, die vor Hitler fliehen musste, kehrt die Früh- in die Endzeit, und so ist sein „Führer“ ein wenig von allem: ein bisschen Ui und Pfui, ein wenig Tabori, auch eine Prise von Walter Moers' „Bonker“-Comics, ein galliges Gegengift zudem zu Hirschbiegels Bunker-Epos „Der Untergang“ und am Ende auch ein Schuss „Der große Diktator“, wenn Hitler die Stimme versackt und „sein Jude“ als Ghostspeaker eine große, humanistische Rede hält.

Wie Chaplin setzt Levy dabei auf Slapstick, ja manchmal auf grotesken Nonsens. Nicht mit einer Ballettnummer mit Globus wie bei Chaplin, das nicht. Aber die Weltkugel dient hier

zumindest als Mini-Bar. Und es gibt ähnliche, bleibende Momente. Adolf in der Schaumbadewanne beim Seekrieg-Spielen mit Spielzeug-Schiffen. Adolf im senfgelben Trainingsanzug, von Grünbaum in einem als Aufwärmtraining gedachten Ringkampf niederstreckt. Die Maskenbildnerin namens Riefenstahl (Marion Kracht), die bei der Rasur versehentlich den Schnauz stutzt. Und Blondi, der die Pfote zum Hitler-Gruß hebt. Das allerdings ist eindeutig geklaut bei „The Producers“, in dem dieser Effekt von einem ganzen Verschlag von Flugtauben noch verschlagener wirkte.

Und wie Chaplin setzt auch Levy im Zentrum auf einen Komiker, Helge Schneider, der schon immer mit seinem – vorsichtig gesagt – eigenwilligen Humor die Nation spaltete, hier aber hinter all der Maske kaum noch zu erkennen ist und eher wie ein Manfred Zapatka wirkt, der seinerseits Hitler parodiert.

Das alles hat durchaus Situationskomik. Und die „wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler“, so der Untertitel, ist zumindest eine angenehm lockere Replik auf den unter verbissener Ernsthaftigkeit und historischer Glaubwürdigkeit erstarrten „Untergang“.

Was man Levy vorwerfen kann, ist nicht, dass er eine Komödie über Hitler gedreht hat, sondern dass er sie halbherzig gemacht hat. Eigentlich hätte das Resultat viel böser, abgründiger, schamloser ausfallen müssen. Eine Farce, wie einst bei Tabori. Aber da steht sich Levy als Humanist noch in der Komödie selbst im Wege. Und deshalb ist „Mein Führer“ – vielleicht das Schlimmste, was man über eine Komödie sagen kann – zu harmlos.

Ein zweiter Erzählstrang, demzufolge Eva Braun (dargestellt von Katja Riemann) die Geliebte von Goebbels war und von diesem nur instrumentalisiert wurde, um Hitler zu „bearbeiten“, wurde fast komplett gestrichen; der Fokus ganz auf das Gegensatzpaar der beiden Adolfs gesetzt. Möglicherweise wird dadurch die „Botschaft“ hinter all dem Nonsens zu deutlich betont, schimmert auch hier zu sehr der Ernst durch, der Levy doch beim „Untergang“ so störte. Immerhin: Levy hatte dem deutschen Film mit „Alles auf Zucker!“ den jüdischen Humor zurückgegeben. Jetzt hat er sich auch noch an die erste Hitler-Komödie in Deutschland gewagt. Mögen weitere, bissigere folgen.

<http://www.welt.de/data/2007/01/05/1166892.html>

05.01.07 Die Welt

Peter Zander

Levy: „Der Kontext von Sex und Macht ist sehr interessant“

Dani Levy wurde gerade ein Dolchstoß versetzt. Sein Hauptdarsteller Helge Schneider distanziert sich öffentlich von ihrem gemeinsamen Film „Mein Führer“. Der Regisseur dagegen verteidigt im Gespräch mit WELT.de tapfer, warum er Schneider als Hitler wollte. Außerdem spricht Levy von ganz anderen Widerständen gegen den Film.

WELT.de: Herr Levy, hat Ihnen „Der Untergang“ gefallen?

Dani Levy: Ich schäme mich ein bisschen, weil ich ihn lieber gut gefunden hätte. Aber nein, er hat mir nicht gefallen. Ich hatte als Filmemacher zwar großen Respekt vor der Arbeit, der Regie, den Darstellern, auch vom Vorhaben als solches. Aber in seinem verbiesterten Ernst, seinem unbedingten Anspruch, authentisch zu sein, die absolute Wahrheit zu zeigen, fand ich ihn irgendwann lächerlich, unfreiwillig komisch. Und auch ärgerlich.

WELT.de: Und deshalb Ihr Film, die „wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler“?

Levy: Als ich hörte, Oliver Hirschbiegel dreht einen Film über die letzten Tage des „Führers“, hatte ich die Lust und ein Jucken im Finger, einen Gegenfilm zu machen. Bevor ich den Film gesehen habe! Es hätte sogar so sein müssen, dass ich mit meinem Film früher fertig gewesen wäre. Wie John Carpenter, als er von Kubricks „2001“ hörte und „Dark Star“ drehte. Ich liebe es, wenn zwischen Filmen ein Austausch stattfindet, und hätte diese Tradition gern fortgesetzt. Aber durch „Alles auf Zucker!“ hatte ich keine Zeit mehr. Ich bin auch einfach zu langsam für so was, leider, und habe den Plan fallen gelassen. Aber „Mein Führer“ ist keine Antwort auf den „Untergang“. Dafür ist er doch zu individuell fantasiert als Komödie, die ich schon lange machen wollte.

WELT.de: Dennoch wirkt Ihr Film wie das Antidot. Zumal „Der Untergang“ darin erstarre, dass jedes Wort, das fiel, überliefert sein musste.

Levy: Ach, das war doch schon immer so, mit Filmen wie „Schindlers Liste“, „Speer & Er“. Und all diese Guido-Knopp-Dokumentationen. Es war ein ganzes Sammelsurium von einer deutschen Haltung zum Nationalsozialismus und der so genannten Erforschung desselben, die mich immer mehr fast geärgert, auf jeden Fall aber... naja gelangweilt hat. Das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Geschichte wird gar nicht wirklich geprüft. Eigentlich geht es nur darum, unsere Wunden zu lecken. Wirklich etwas über die moralischen, sozialen Vorgänge jener Zeit aus der heutigen Perspektive zu diskutieren, dafür eignet sich die Komödie meiner Meinung nach sehr gut. Dann wurde „Der Untergang“ ein großer Erfolg, das plättet einen ja auch. Mir hat dann aber Gero von Boehm in einer Talkshow gesagt: Machen Sie doch trotzdem Ihren Film. Und dann dachte ich, vielleicht ist das jetzt, mit all den Preisen für „Zucker!“ auch die Gunst der Stunde, eine Komödie über Hitler überhaupt finanziert zu bekommen.

WELT.de: Es gibt schon viele Komödien über Hitler, aber noch nie kam eine aus Deutschland. Hatten Sie da mit Widerständen zu tun?

Levy: Ja, natürlich. Vor allem mit inneren. Wenn man über den Nationalsozialismus eine Komödie machen will, ist man ganz schnell in einem Gewissenskonflikt. Hat das schlechte Gefühl, zu verharmlosen, zu entschuldigen, zu diskreditieren. Natürlich schafft die Komödie Erleichterung, auch im Scherz. Das ist per se eine ihrer Aufgaben. Es gab Menschen im KZ, die danach sagten, ohne einen Funken Humor auf ihrem Todesweg hätten sie nicht überlebt. Ich glaube, dass Humor zum Schmerz gehört und zur Wunde. Und der Nationalsozialismus ist eine deutsche Wunde.

WELT.de: Hatten Sie, der Sie aus der Schweiz kommen, auch Angst, als Nestbeschmutzer zu gelten?

Levy: Nein, diese Skrupel waren gering. Meine Mutter war ja Berlinerin und wurde 1939 als Jüdin herausgeschmuggelt (bevor die Schweiz die Grenze dicht gemacht hat, Klammer zu). Ich komme nach Deutschland, nach Berlin und finde mich wieder in einer ungebremsten Auseinandersetzung mit der Geschichte und akzeptiere auch die Rolle, dass ich nicht fertig damit bin. Ich könnte ja auch, wie andere Juden hier, Comedy machen, oder verleugnen, dass ich jüdisch bin, wie Hugo Egon Balder. Aber so bin ich nicht. Ich habe meinen Mut zusammen genommen. Deshalb habe ich den Film auch so schnell gemacht; man hätte mich schon abbringen können, wenn jemand aus meinem engsten Kreis, meine Frau oder meine Ex-Freundin, Bedenken geäußert hätten.

WELT.de:... oder Ihre Mutter...?

Levy: Nein, sie wahrscheinlich nicht. Aber ich folgte meiner inneren Stimme. Das platzte richtig aus mir heraus; mit einer Komödie einen neuen Blick zu wagen. Mit dem vagen Bewusstsein, auch zu verunsichern.

WELT.de: Dennoch: Hatten Sie manchmal auch selbst eine Schere im Kopf?

Levy: Die Vorbereitungszeit ging verdammt schnell; da schiebt man alles beiseite, was einen bremsen könnte. Dann dreht man, da kommt viel Energie von allen Beteiligten. Die nächste Phase der Auseinandersetzung war erst wieder beim Schnitt, und das war diesmal, ich muss es wirklich gestehen, ganz hart. Ich habe vieles rein- und wieder rausgenommen, habe mich immer wieder gefragt: Kann man das bringen? Ist das nicht geschmacklos? Da hat mich das alles wieder eingeholt.

WELT.de: Und haben Sie dann noch radikale Revisionen vorgenommen?

Levy: Es gab zum Beispiel einen kleinen Seitenstrang: die völlig unwahre, aber als Annahme interessante Geschichte, dass Eva Braun eine Liebesbeziehung mit Joseph Goebbels hatte. Und der instrumentalisiert sie, Hitler wieder aufzubauen. Die Szenen habe ich schweren Herzens rausgenommen, weil ich Angst hatte, der Film zerfleddert zu sehr. Die eine Liebesszene zwischen Hitler und Eva habe ich erst vor ein, zwei Wochen wieder reingenommen.

WELT.de: Und warum dann doch?

Levy: Erstens, weil ich die Szene sehr mag, und zweitens, weil ich den Kontext Sexualität und Macht dann doch sehr interessant finde.

WELT.de: Hatten Sie auch Skrupel vor sich selbst? Wären Sie gern noch etwas böser gewesen?

Levy: Nein. Natürlich hätte man es noch härter machen können. Aber ich finde es schon böse und drastisch genug. Ich bin das bei „Alles auf Zucker!“ auch gefragt worden. Ich kann nicht den fünften Schritt vor dem ersten machen. Dies ist die erste Komödie über Hitler aus Deutschland. Und vielleicht öffnet das ja die Tür für noch Böseres, das fände ich auch gut. Aber dafür wäre ich dann nicht der Geeignete, dafür bin ich doch zu sehr Romantiker, bin ich auch in der Komödie zu sehr Humanist. Ich will die Geschmacksnerven der Zuschauer strapazieren, aber nicht überstrapazieren.

WELT.de: Sie haben mit „Alles auf Zucker!“ dem deutschen Film den jüdischen Humor zurückgeschenkt. Jetzt haben Sie auch noch die erste deutsche Hitler-Komödie gedreht. Sind Sie da jetzt in eine ganz eigene Nische geraten?

Levy: Ja, ins Abseits wahrscheinlich. (lacht) Ich habe mit „Zucker!“ meine Heimat in der Komödie wiedergefunden. Und war überrascht, dass der Film funktionierte. Ich dachte, das ist ein weiterer Flop in der Flop-Karriere von Dani Levy in Deutschland. Vielleicht bin ich ja wirklich ein Kultur-Alien, das gibt's ja immer wieder. Leute, die ihre Kunst machen, aber einfach nicht verstanden werden. Nach „Zucker!“ hat sich das radikal umgedreht. Vielleicht wächst doch zusammen, was einmal zusammen gehörte, nämlich das Jüdische und das Deutsche. Und ich dachte: Setz noch eins drauf. Ich hatte jetzt die historische Chance, das Vertrauen der Filmförderungen war viel größer als vorher. Und ich wusste schon, dass ein

Drehbuch wie dieses nicht so einfach durchrutscht. Ich wäre auch unfähig gewesen, nach „Zucker!“ auf ein sicheres Pferd zu setzen.

WELT.de: Wie kamen Sie eigentlich auf Helge Schneider als Hitler?

Levy: Er hat sich förmlich vor meinem inneren Auge hineingedrängt, die Sau (grinst). Ich kannte sein Werk gar nicht, vielleicht wäre ich sonst nie darauf gekommen. Und ich fragte mich immer, warum ich an ihn denke. Ich hatte letztlich von ihm nur eine entfernte Ahnung, so wie ich auch von jener Zeit nur eine entfernte Ahnung habe. Das war einfach so ein Instinkt. Helge ist für mich und den Film ein absoluter Glücksfall. Wahrscheinlich haben sich da zwei Eigenbrötler getroffen, die beide auf eine ganz unterschiedliche Art starrköpfig ihre eigenartige Kunst verfolgen und sich nicht unterkriegen lassen. Aber es ist schon ein kleines Wunder, dass das funktioniert hat, das muss ich zugeben.

<http://www.welt.de/data/2007/01/05/1166840.html>

04.01.06 Die Welt

Peter Zander

Helge Schneider: "Ich habe mich nur zur Verfügung gestellt"

Der Entertainer fühlt sich nicht wohl in seiner Haut. Das mag daran liegen, dass er für Dani Levys Film „Mein Führer“ Adolf Hitler gespielt hat. Und sich dafür extra die Haare schneiden lassen musste. WELT.de sprach mit dem Mann, der der Führer war.

WELT.de: Herr Schneider, Dani Levy hat schon beim Drehbuchscheiben an Sie gedacht. Was macht Sie so Hitler-tauglich?

Helge Schneider: Vielleicht mein Gesicht; ich habe keine Ahnung. Er hat sogar noch nie zuvor eine Show oder einen Film von mir gesehen. Ich weiß nicht, was ihn da geritten hat.

WELT.de: Wie war Ihre erste Reaktion auf das Angebot?

Schneider: Erst mal war die Frage, ob ich Zeit habe. Hatte ich eigentlich nicht. Die ließen aber nicht locker. Da habe ich das Drehbuch mal halbherzig gelesen. Da war so viel Text auswendig zu lernen, das ist ja gar nicht mein Ding. Dann hat mich aber der Dani zum Vorsprechen überredet, und dabei bekam ich einen solchen Spaß. Ich habe das gesehen wie ein Kind, das Theater spielt. Da sagt man: Ich bin jetzt Räuber Hotzenplotz, und in dem Moment ist man das. Ich habe trotzdem gehofft, dass sie mich nicht nehmen. Ich hatte auch keine Lust, meine Haare abzuschneiden. Ich bin ja deshalb nicht zur Bundeswehr damals, dafür habe ich Jahre gekämpft. Und dann soll ich die für so einen Heini opfern. Dann habe ich's aber doch gemacht.

WELT.de: Wie haben Sie sich vorbereitet. Kann man sich überhaupt bei so einer Rolle?

Schneider: Ne, kann man nicht. Das ist wie ein Sprung ins kalte Wasser.

WELT.de: Aber wir alle haben doch unsere Vorstellungen im Kopf. Hitler ist doch omnipräsent.

Schneider: Ja. So wie David Hasselhoff.

WELT.de: Vielleicht noch präsenter.

Schneider: Für mich nicht. Aber du hast recht: Man wird ja seit 20 Jahren bombardiert mit Fernsehberichten, Zeitdokumenten usw. Seit Leute wie der Knopp die Themen aufreiten. Heute machste die Glotze an und siehst so Leute marschieren. Ich weiß gar nicht, ob das gut ist. Diese Bilder prägen ja fast schon. Den Hitler kann ja jetzt schon jeder nachmachen.

WELT.de: Sie müssen nicht nur eine monströse Figur spielen, sondern auch mit großen Schauspielern konkurrieren.

Schneider: Ja. Aber ich sehe da gar keinen Vergleich. Der Chaplin hat ihn ja auch nicht authentisch gespielt. Der hat sich den Bart angeklebt und ein paar Bewegungen überzogen, und fertig ist der Adolf. Und er hat erreicht, was er wollte.

WELT.de: Wenn ein Deutscher Hitler parodiert, ist das vielleicht ein größerer Tabubruch.

Schneider: So ein Film ist ja komischerweise ein Hype. Ich muss jetzt aber mal sagen: Ich habe diese Rolle nebenbei gespielt, was ich als Hobby sehe – ich bin ja kein Schauspieler, ich bin Darsteller. Das ist auch der Grund, warum ich das so locker machen konnte: Ich habe da keinen Druck. Ich muss jetzt nicht von Hollywood entdeckt werden. Weil ich Musiker bin. Weil ich immer mein Käsebrot spiele und Katzeklo. Ich habe jetzt auch eine Platte gemacht, ein Buch, eine Tour, extra, um den Fokus etwas abzulenken. Denn ich habe den Film ja nicht gemacht, es ist nicht mein Film.

WELT.de: Das klingt jetzt aber schon, als ob Sie sich vom Endprodukt distanzieren würden?

Schneider: Nicht von der Rolle, im Gegenteil. Aber, ganz klar, vom Machen des Films. Ich hab ihn ja nicht gemacht. Ich habe mich nur zur Verfügung gestellt, ich habe das auch gut gemacht, das weiß ich. Und es hat mir auch viel Spaß gemacht. Obwohl ich jeden Morgen um halb fünf in der Maske sitzen musste drei, vier Stunden da gesessen und mich gefragt habe, was mich da geritten hat.

WELT.de: Haben Sie den fertigen Film schon gesehen?

Schneider: Ich habe mal fragmentarisch was gesehen.

WELT.de: Und?

Schneider: Ich bin nicht befugt, jetzt eine Wertung abzugeben. Filme entstehen und werden dann umgeschnitten. Die können deine Rolle ganz groß machen oder schneiden dich ganz raus – wie ich das selbst schon in meinen Filmen getan habe. Aber beim Zuschauer entsteht dann noch mal ein ganz anderer Film. Kann sein, dass der zu harmlos daherkommt oder die Leute total schockiert sind. Aber das sind alles Sachen, die muss der Regisseur verantworten oder die Produktion. Wenn mich jemand fragt: Helge, wie findest du den Film?, dann sage ich: Ich finde den nicht. Weil ich keinen Abstand dazu habe.

WELT.de: Bei Ihnen erwartet man immer eine Witzfigur. Jetzt bestehen Sie aber im Presseheft darauf, mit Hitler eine ernsthafte Figur darzustellen.

Schneider: Vielleicht ist das ein wenig falsch erläutert da. Als ich in den Siebzigern erstmals eine Schallplatte gehört habe, „Hitlers Reden“, haben wir uns total kaputtgelacht. Das ist ja eigentlich eine Witz-, eine Schießbudenfigur, wenn man sie aus der Historie löst. Deshalb meinte ich, wenn ich Hitler spiele, dann nicht als gespielter Witz, wie man das so von der Comedy im Fernsehen kennt, – sondern so, wie er war. Das ist ja noch viel witziger.

Ulrich Mühe: [In diesem Moment tritt Schneiders Filmpartner aus dem Nebenzimmer herein:] Sei nicht zu ernst!

Schneider: [kurz perplex] Ich habe den Hitler jedenfalls so gespielt, wie ich's kann. Ich kann's vielleicht nicht so gut wie?

WELT.de: ? Bruno Ganz?

Schneider: ? wie Hitler selber.

WELT.de: Sie spielen ihn aber durchaus nicht nur als Schießbudenfigur. Es gibt ja richtig melodramatische Momente.

Schneider: Ja klar. Aber das ist das Drehbuch. Da bin ich nur der Darsteller, der den Text abnudet. Alles andere, wo nicht gesprochen wird, das bin ich. Ich habe nix am Text verändert, ich bin dafür nicht zuständig. Ich hätte ihn auch anders dargestellt.

WELT.de: Nicht als mitleiderregendes Würstchen?

Schneider: Meiner Meinung nach kann man das ruhig tun. Wenn man ihn so zeigt, wie er gewesen ist, wie Bruno Ganz es auch schon gemacht hat, dann zeigt man ja nur ein bisschen mehr Mensch als die Karikatur. Was den Text in „Mein Führer“ angeht, wenn er sagt, sein Vater habe ihn geschlagen, da muss ich sagen: Das ist ziemlich platt. Ich habe mir noch nie Gedanken gemacht, über Hitler einen Film zu machen; aber hätte ich's getan, dann würde ich nur die Figur nehmen und in die heutige Zeit adaptieren, damit das auch irgendwie brisant ist. So ist das alles – naja.

WELT.de: Sie wollten aber auch nicht mit Dani Levy über Änderungen am Film diskutieren?

Schneider: Nö. Das bringt nix. Das geht nicht.

WELT.de: Würden Sie als Regisseur auch nicht zulassen?

Schneider: Genau. So muss man das sehen. Wenn Dani sich den Film ausgedacht hat und ich spiele da eine Rolle, habe ich gar keinen Überblick. Und wenn etwas nicht glaubwürdig ist, dann kann man das auch nicht überhöhen, dann greift, dann er-greift das nicht.

WELT.de: Entschuldigung, aber das klingt wie die Klischee-Ausrede aller Nazi-Mitläufer: Ich habe ja nur gespielt?

Schneider: Naja, das ist jetzt ein bisschen übertrieben. Ich finde die Frage völlig fehl am Platz. Ich habe Hitler dargestellt für einen jüdischen Regisseur, dem ich mich anvertraut habe. Und was er daraus macht, dazu brauch ich eigentlich gar nicht gefragt zu werden.

Nicht wie ich den Film finde und nicht, was daraus geworden ist. Wenn ein Regisseur einen Film dreht, kann der Darsteller doch nicht sagen: Ich stehe und falle mit ihm. Das ist doch völlig absurd.

WELT.de: Es gibt genug Darsteller, die ihrem Regisseur gern ins Handwerk pfuschen?

Schneider: Natürlich gibt es genug Schauspieler, die so sind. Ich nicht. Klar hätte ich den ganzen Betrieb aufhalten können, wie Klaus Maria Brandauer das am ersten Tag gemacht hat. Ich finde es auch schade, dass er dann gar nicht mitgemacht hat. Wenn ich einen Film zusage, erkläre ich mich auch dazu bereit. Wenn der Regisseur aber etwas daraus macht, was ich nicht gut finde, sag ich doch nicht: Jetzt ändere den Film mal. Ist doch Quatsch.

WELT.de: Sie haben Adolf Hitler schon einmal gespielt, in „Menü total“.

Schneider: Ja, mit Christoph Schlingensiefel, vor 25 Jahren. Das ist auch gut geworden. Da habe ich auch die Musik dazu gemacht. Und das ist auch eine gute Auseinandersetzung damit. Das ist aber lange her.

WELT.de: Eine bessere Auseinandersetzung als „Mein Führer“?

Schneider: Wenn „Mein Führer“ ins Kino kommt, wird das Publikum entscheiden, ob er ihm etwas sagt oder nicht. Ich bin, das, wir können da ganz ehrlich drüber reden, ganz unsicher. Ich weiß nicht so genau, was daraus wird.

WELT.de: Wir haben das Gefühl, bei Dani Levy sei das genauso.

Schneider: Allein die Rechtfertigung, ob man über Hitler lachen darf, finde ich völlig fehl am Platz. Was soll das? Ich habe den Film mal ganz kurz auf dem Monitor durchgespult. Da habe ich Szenen gesehen, die sind ganz anders geworden als im Drehbuch. Und eine, wo ich mit Katja Riemann im Bett liege, war eigentlich rausgeschnitten, da frage ich mich, warum ist die jetzt wieder drin. Ich sage Sätze wie: „Ja, mein Vater schlug mich.“ Aber all die anderen Sätze, die auch gesagt wurden, die das relativieren, die fehlen jetzt. Aber das ist halt Dani. Dani hat versucht, dem jungen Publikum mit ganz schlichten Mitteln zu sagen: Leute, seid besser zu euren Kindern. Das war seine Intention. Ich hätte das nicht gemacht. Ich habe immer gesagt, so viele Leute wurden von ihren Eltern geschlagen, die sind aber trotzdem keine Hitler geworden.

Das Gespräch führte Peter Zander

<http://www.welt.de/data/2007/01/04/1165681.html>

04.01.2007 DIE ZEIT 02/2007

Pfaff, Jan

Nazis auslachen! Helge Schneider über seine Hitler-Rolle in Dani Levys Komödie

04.01.2007 DIE ZEIT 02/2007

Harald Martenstein

Adolf auf der Couch

In der Popkultur ist »der Führer« längst eine Witzfigur. Nun wollte Dani Levy die erste deutsche Komödie über Hitler drehen.

Die komische Urszene besteht aus einem Mann, der auf einer Bananenschale ausrutscht. Wenn wir aber zufällig den Mann gut kennen, wenn wir wissen, dass er gerade eine schwere Zeit durchmacht, wenn wir erfahren, dass er wegen der Sache mit der Banane ins Krankenhaus musste, schlimme Sache, dann verwandelt sich unser Amusement meistens in Mitleid. Komödien müssen, in gewisser Weise, gnadenlos sein.

Der Regisseur Dani Levy hat eine Komödie über Adolf Hitler gedreht. Dani Levy ist in der Schweiz aufgewachsen, und zwar als Jude, eine Tatsache, die beim Thema Hitler vermutlich nicht länger als zehn Zeilen unerwähnt bleiben sollte. Davor hatte Levy Alles auf Zucker! gemacht, wo es ums Jüdischsein im heutigen Deutschland geht.

Die Komödie heißt: Mein Führer. Die wirklich wahrste Wahrheit über Adolf Hitler. Den Führer spielt der Komiker Helge Schneider. Es könnten aber auch ohne Weiteres Harald Schmidt, Fritz Wepper oder sogar Sabine Christiansen sein, denn Schneider ist unter einer dicken Maske und einer künstlichen Nase verborgen. So weit man es unter diesen Umständen beurteilen kann, spielt Helge Schneider seinen Hitler gut, aber natürlich nicht ganz so gut wie Bruno Ganz in Der Untergang oder wie Armin Müller-Stahl. Früher wollte jeder ältere, berühmte Schauspieler den Lear geben, heute scheint es stattdessen der Hitler zu sein.

In Mein Führer hat Hitler, Ende 1944, Depressionen. Aber soll, nach dem Willen von Goebbels, noch einmal eine große Rede halten, um das Volk zu mobilisieren. Damit Hitler als Redner wieder fit wird, lässt Goebbels dessen einstigen Schauspiellehrer, einen Juden (Ulrich Mühe), aus dem KZ holen. Der Lehrer möchte Hitler eigentlich umbringen, aber sein Unterricht entwickelt sich eigendynamisch und »typisch jüdisch« (Dani Levy) in Richtung Psychotherapie. Hitler erinnert sich daran, wie sein Vater ihn immer geschlagen hat, und weint sogar. Im Hintergrund spinnt Goebbels (Sylvester Groth) eine Intrige, er möchte den Führer stürzen. Alle Rollen, auch die kleinen, sind mit prominenten Schauspielern besetzt. Die Inspiration zu seinem Drehbuch hat Levy von Alice Miller, die in Am Anfang war Erziehung den Einfluss von Hitlers unglücklicher Kindheit auf seine Persönlichkeit untersucht hat. Am Anfang war Erziehung ist nicht gerade ein komisches Buch.

Dass Hitler böse war, muss einem wirklich keiner mehr erklären

Grauen, Mord und Totschlag sind zu allen Zeiten Gegenstand von Humor gewesen, denn Humor ist nur eine Methode, ein Stil, mit dessen Hilfe alles Mögliche ausgedrückt werden kann. Wer etwas humoristisch behandelt, gibt damit nicht etwa zu verstehen, dass man dieses Thema »nicht so ernst« nehmen muss (es gibt Tausende von Liebeskomödien, trotzdem weint man bei Liebeskummer). Ob ein Werk ein Thema ernst nimmt, entscheidet sich nicht an seiner Tonlage, sondern an seiner Aussage.

Im Internet ist die lustige Hitler-Kunst inzwischen ein eigenes Genre. Man könnte alljährlich Preise verleihen für das lustigste Hitler-Kunstwerk. Zur Zeit heißt der lustigste Hitler-Film bei YouTube, knapp vor Der Bonker von Walter Moers, Hitler Leasing. Der Filmstudent Florian Wittmann hat eine Hitler-Rede mit der Stimme des Kabarettisten Gerhard Polt synchronisiert. In dem Film regt sich Polt darüber auf, dass eine Leasingfirma ihn reingelegt hat, das passt perfekt zum Duktus von Hitler.

Der Autor Henryk M. Broder hat über Hitler Leasing sinngemäß gesagt, dass man daraus mehr über das Wesen von Hitler erfahren kann als aus so manchem vordergründig »antifaschistischen« Film. Das ist sicher richtig. Das Problem besteht darin, dass man als

moderner Medienkunde das Gefühl hat, über Hitlers Wesen ohnehin schon alles zu wissen. Sogar der Name von Hitlers Schäferhund, Blondie, dürfte mehr Deutschen geläufig sein als der Name des aktuellen Ministerpräsidenten von Mecklenburg-Vorpommern. Dass Hitler böse war, muss einem wirklich keiner mehr erklären. Diese Tatsache kann von der Hitler-Kunst als bekannt vorausgesetzt werden.

Die lustige Internetseite beautifulatrocities.com listet alle Hitler-Vergleiche der letzten Jahre mit Originalzitataten auf. Es ist ja seit längerem üblich, jede Person oder Sache, die man schmähen möchte, mit Hitler zu vergleichen. Dort erfährt man, dass Hugo Chávez den spanischen Premierminister Aznar mit Hitler verglichen hat oder dass der Medienunternehmer Ted Turner findet, sein Konkurrenzsender Fox sei so ähnlich wie Hitler. Die Sängerin Madonna dagegen glaubt, die Seuche Aids sei ähnlich wie Hitler. Außerdem kann man einen astrologischen Test machen, bei dem herauskommt, zu wie viel Prozent der Charakter eines Prominenten mit dem Charakter von Hitler übereinstimmt; bei Mick Jagger sind es stolze 71 Prozent. Ein Geheimtipp ist auch die Adresse catsthatlooklikehitler.com. Auf dieser – amerikanischen – Seite sind Katzen abgebildet, die Hitler ähnlich sehen, sogenannte Kitlers.

Hitler hat sich, weltweit, in eine Popfigur verwandelt. Diese Erkenntnis ist nicht originell, aber man muss sie aussprechen, weil im Zusammenhang mit der Hitler-Kunst immer wieder, reflexhaft, das Wort »Tabu« auftaucht. Tatsächlich gibt es kaum noch Tabus, abgesehen von dem sinnvollen Tabu, Hitler gut zu finden. Solange ein Künstler Hitler nicht feiert, kann er mit ihm so ziemlich machen, was er will, sogar zweideutige Spiele mit der NS-Ästhetik sind seit Jahren üblich, wie in den Bildern von Norbert Bisky oder der Musik von Rammstein. Hitler und seine Verbrechen werden, als Jahrhundertereignis, eben auch für Jahrhunderte ein Gegenstand der Kunst sein, wie Kaiser Nero oder wie Vlad Dracul, der Pfähler. In der Kunst aber kommt es nicht darauf an, Ereignisse zu zeigen, wie sie »wirklich« waren, sondern es kommt darauf an, sie so zu verwandeln, dass sich aus ihnen eine Erkenntnis, ein höherer Sinn oder, warum nicht, Unterhaltung destillieren lässt.

Levy zeigt Hitler als Jammerlappen. Da wird er einem richtig sympathisch

Auf diese Weise ist aus dem rumänischen Despoten Dracul der Vampir Dracula geworden. Hitler und die Nazis sind, in der Popkultur, inzwischen eine von den politischen Zusammenhängen weitgehend befreite, abstrakte Personifizierung des »Bösen«, gelegentlich auch des »lächerlichen Wüterichs«. Der Regisseur Steven Spielberg hat als einer der Ersten die Nazis in einem unpolitischen Sinn verwendet, in den Indiana Jones-Filmen sind sie einfach nur die unsympathischen Gegenspieler des Helden. Ein paar Jahre später hat Spielberg dann den Aufklärungs- und Schulfilm Schindlers Liste gedreht. Es gibt eben mindestens zwei Hitlers und zwei Sorten Nazis in der gegenwärtigen Kultur, einerseits den traditionellen, realistischen Nazi der aufklärerischen Fernsehdokumentationen und von Schindlers Liste, andererseits den Unterhaltungs- und Komödiennazi, der, vom Realismus und Pseudorealismus befreit, in Filmen von Walter Moers oder in Indiana Jones als das absolut Böse oder lächerliche Figur herumspukt.

Das, was es längst überall gibt, holt Dani Levy mit Mein Führer also nun auch in den deutschen Spielfilm. Der deutsche Spielfilm hat häufig etwas Unbewegliches, Halbstaatliches, auch bei weniger komplizierten Gegenständen als Hitler ist er selten besonders flink darin, ästhetische Neuerungen aufzugreifen. Bei Dani Levy soll Hitler beides gleichzeitig sein, realistisch und komisch. Das ist das Hauptproblem von Mein Führer: Die beiden Hitlers, die Knallcharge H. und der H. aus den Aufklärungsfilmen, kommen einander dauernd in die Quere, Levy entscheidet sich nicht zwischen ihnen. Deswegen ist sein Film hauptsächlich bizarr und nur stellenweise lustig.

Ein realistischer Hitler kann vermutlich nicht komisch sein und umgekehrt. Durch die sonderbare Idee, Hitler in einer Komödie ernsthaft auf die Alice-Miller-Therapiecouch zu legen, wird der »Führer«, und da staunt man wirklich, zur sympathischsten Figur in der Reichskanzlei. Hitler ist in dem Film der einzige Charakter mit Tiefe und Tragik. Er tut einem als Zuschauer leid. Man möchte ihn geradezu in den Arm nehmen, wie den Mann, der auf der Bananenschale ausrutscht und von dem man zu viel weiß.

Hitler ist bei Dani Levy ein misshandeltes Kind, einsam, traurig, Bettnässer und impotent, von seinen engsten Mitarbeitern hintergangen, von seinem Lehrer gedemütigt, weil er einen Hund spielen muss. Er träumt vom Urlaub an der Adria, weint und entschuldigt sich bei dem jüdischen Lehrer– »mein jüdischer Freund« – für seine Taten. Er distanziert sich von den Morden, den »vielen Toten«, das alles sei »nicht auf meinem Mist gewachsen«. Auf der anderen Seite kalauert der Film herum, seinen Humor bezieht er unter anderem daraus, dass Hitler Essen spuckt oder dass ein Nazi »Puffke« heißt und ein anderer »Rattenhuber«, während der Jude mit dem Vornamen »Adolf« gestraft ist. Diese Komik ist deutlich schwachbrüstiger als die Tragik, die Hitler umweht.

So wird Mein Führer zu einem wirklich großen historischen Ereignis, nämlich dem ersten Mainstreamfilm seit 1945, in dem Hitler als ein bedauernswerter, im Grunde sogar netter Typ auftritt. Daran ist sicher auch etwas Richtiges. Jeder Mensch, nicht wahr, besitzt sympathische Züge, und die Filme, in denen die Nazis nur Bestien sind, weiter nichts, machen es sich auch wieder zu einfach. Für eine Diskussion der großen Fragen aber, Schuld, Autonomie des Individuums, Verbrechen und Gesellschaft, trifft Levys Film nicht unbedingt die richtige Tonlage, und für die These, dass jedes Verbrechen Ursachen in einer verkorksten Kindheit hat, ist Hitler nicht unbedingt der ideale Kronzeuge. Dazu hat er es als Verbrecher denn doch zu sehr übertrieben. Irgendwo hört das Verständnis auf, aber echt.

Das alles hat Dani Levy, der Hitler-Versteher, ganz sicher nicht beabsichtigt, es ist ihm unterlaufen. Wie der Film günstigerenfalls hätte werden können, zeigt Sylvester Groth als Goebbels. Groth ist der Star in Mein Führer, aasig, charmant und mit der Jovialität eines Raubtiers, einer, dessen Tücke man durchschaut und dem man, widerwillig, doch einen gewissen Respekt entgegenbringt, weil er zwar ein Schurke ist, aber immerhin ein großer Schurke.

<http://www.zeit.de/2007/02/Hitler-als-Popfigur>

03.01.2007 **Die Welt**

WELT.de/dpa

Giordano: Neuer Hitler-Film kann Schaden anrichten

"Bauchgrummeln" hat der 83-jährige Schriftsteller Ralph Giordano wegen des Films "Mein Führer" mit Helge Schneider. Für ihn ist die Kombination "Hitler" und "Humor" problematisch – ein schmaler Grat trenne bei diesem Thema Erfolg und Misserfolg eines Projektes.

Der Schriftsteller Ralph Giordano (83) hat wegen des neuen Films „Mein Führer“ mit Helge Schneider „Bauchgrummeln“. Dies gelte „gerade im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen den Worten „Hitler“ und „Humor,“,“, sagte Giordano.

Generell sei es zwar gut, dass man sich auch filmisch mit Hitler auseinander setze, doch „es ist ein schmaler Grat, der dann entscheidet, ob es künstlerisch gelingt oder nicht. Wenn nicht, richtet das Schaden an, wenn das Publikum denkt, Hitler sei eine Witzfigur“, sagte Giordano. „Die 15 Millionen Toten auf der anderen Seite sind jedenfalls keine Lachnummer.“

Als gelungenes Beispiel für einen humorvollen Umgang mit dem Holocaust nannte er Roberto Benignis Tragikomödie „Das Leben ist schön“, in der ein jüdischer Vater seinem Sohn im Konzentrationslager vorgaukelt, es handele sich alles nur um ein Spiel, an dessen Ende es einen Panzer zu gewinnen gibt.

„Das ist ein wunderbarer Film, der künstlerisch gelungen ist“, findet Giordano. Ob dieser Anspruch auch in Dani Levys Film erfüllt werde, sei fraglich. Endgültiges könne er aber erst sagen, wenn er im Kino gewesen sei. Denn fest steht für ihn: „Ich werde mir den Film auf jeden Fall ansehen.“

<http://www.welt.de/data/2007/01/03/1164602.html>

30.12.06 Frankfurter Allgemeine Zeitung S. Z6

Bert Rebhandl

Warum finden Sie Hitler zum Brüllen, Herr Levy?

17.12.06 Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung S. 25

Johanna Adorján

Dürfen wir über Hitler lachen? Dani Levy, dessen Komödie „Mein Führer“ im Januar ins Kino kommt, über Helge Schneider, Humor und Tabus